

**Gottesdienste
mit demenzkranken Menschen
als Sache der Gemeinde**

Pfarrerin Marlis Schultke
Trinitatisgemeinde Charlottenburg

2007

I.	Wie es anfing	3
II.	Die Gottesdienste - Beschreibung	6
	II.1. Vorbereitung	6
	II.2. Verlauf	9
III.	Die Gottesdienste - Reflexion	14
	III.1. Gottesdienst - TeilnehmerInnen und Mitwirkende	14
	III.2. Gottesdienst - Elemente	18
IV.	Kranke und Gesunde	22
	IV.1. Demenz	23
	IV.2. Menschsein: in Beziehung	27
	IV.3. Gesund und krank	33
V.	Perspektiven	38
	Anhang	

I. Wie es anfang

Der erste Gottesdienst für Demenzkranke und andere Menschen fand am 17. Oktober 2004 in der Charlottenburger Trinitatiskirche statt. Es war einer der schönsten und befreiend-freiesten und herzerwärmendsten, die ich erlebt habe.

Inzwischen habe ich sechs solcher Gottesdienste gehalten, jeweils im Frühling und im Herbst.¹ Der nächste soll am 14. Oktober 2007 stattfinden, wie immer zur sonntäglichen Gottesdienstzeit um 10:00 Uhr.



Im Laufe dieser Arbeit ist mir immer deutlicher geworden, dass es sich nicht einfach um Gottesdienste handelt, die, wie es das ja oft gibt, einen besonderen Akzent haben. Diese Gottesdienste selber sind etwas Besonderes, sowohl was ihr

Zustandekommen und ihre Durchführung angeht, als auch durch die Zusammensetzung der Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus Gesunden und Kranken. Seit einiger Zeit bekomme ich immer wieder mal Anfragen von Kolleginnen und Kollegen, sowohl evangelischen wie katholischen, die sich für Gottesdienste mit Demenzkranken interessieren. Dabei scheint interessant zu sein, dass unsere Gottesdienste eben nicht nur für Menschen mit Demenz, wie z.B. in Altersheimen, gedacht sind.

So bin ich auf die Idee gekommen, meinen Studienurlaub zu nutzen und mir Rechenschaft zu geben über das Besondere, über die Eigenart dieser Gottesdienste und den Zusammenhang, in dem sie zu sehen sind. Gewissermaßen als Zusammenfassung davon ist der vorliegende Bericht entstanden. Es wäre schön,

¹ Über alle Gottesdienste hat Herr Zehnpfund, der Leiter der Charlottenburger Diakoniestation, in unserem Gemeindeblatt ausführliche Berichte geschrieben.

wenn er auch andere ermutigte, sich an solche oder ähnliche Gottesdienste zu wagen.

In Berlin leben überdurchschnittlich viele ältere Menschen und sie leben häufig auch alleine. Gestiegene Lebenserwartung geht vielfach mit einem Abbauprozess physischer und geistiger Fähigkeiten einher. Wir werden an Jahren immer älter - aber bleiben nicht länger gesund.

Von den über 65jährigen leidet etwa ein Viertel an einer psychischen Störung. Im Alter gibt es vier- bis fünfmal mehr psychisch Erkrankte als im Vergleich zu jüngeren Altersgruppen. Knapp die Hälfte der gestellten Diagnosen entfällt auf Demenzen.

Aufgrund fehlender sozialer Bindungen stellen sich mit dem Alter nicht nur Krankheit und Pflegebedürftigkeit, sondern auch Einsamkeit und Isolation ein. Oft sind Hausärzte und die MitarbeiterInnen von Pflegediensten die einzigen Besucher und Ansprechpartnerinnen am Tage. Die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben findet kaum mehr statt. Die Frage nach dem Sinn des Lebens in Krankheit, Leiden und Einsamkeit rückt verstärkt in den Vordergrund.

Wir wollen mit diesen Gottesdiensten das Band der Generationen knüpfen und gegenseitige Erfahrung, Verständigung und Beistand fördern: Gottes Liebe eröffnet immer wieder neues Leben.

Angefangen hat alles mit einer Anfrage an die Gemeinde, weil unsere großräumige, zentral gelegene Kirche dafür geeignet schien. Sie ging aus von Ulrich Kratzsch und dem „Geistlichen Zentrum für Menschen mit Demenz und ihre Angehörigen“ bei der Luther-Gemeinde in Schöneberg sowie von Markus Rohner vom „Gerontopsychiatrisch-Geriatriischen Verbund Charlottenburg-Wilmersdorf“. Ich erklärte mich bereit, den Gottesdienst zu übernehmen. Ich wollte allerdings keinen Gottesdienst „nur“ für Demenzkranke und ihre Begleitung. Wenn, dann sollte auch die Trinitatis-(Gottesdienst-)Gemeinde dazugehören. Dieser Wunsch entsprach einfach meinem Gottesdienstverständnis: Alle sind eingeladen! Ich ahnte nicht, was für eine lohnende Sache es sein würde. Soweit ich weiß, ist es in Berlin der einzige Gottesdienst dieser Art, der regelmäßig stattfindet.

Ich beginne meinen Bericht mit einer ausführlichen Beschreibung dieser Gottesdienste und ihres Zustandekommens (II.). Daran schließt sich eine Reflexion darüber an, was das Besondere an diesen Gottesdiensten ist (III.). Die wichtigste Besonderheit ist das Zusammenkommen von Kranken und Gesunden - und darüber stellt sich die Frage nach dem Menschenbild (IV.) Im letzten Kapitel ziehe ich noch einige Linien aus: vom Gottesdienst über die Gemeinde in die Gesellschaft (V.).

II. Die Gottesdienste - Beschreibung

Niemand kann einen Gottesdienst alleine machen. Für die Gottesdienste für Demente und andere Menschen, die in der Trinitatiskirche zweimal im Jahr stattfinden, werden über die üblichen Mitwirkenden – Pfarrerin, Lektorin, Kirchenmusikerin – hinaus viele Verantwortliche zur Vorbereitung und Durchführung gebraucht.

Wie kommt so ein Gottesdienst zustande? Ich versuche zu beschreiben, wie er entsteht (II.1) und abläuft (II.2). Auf diese Weise wird seine Eigenart, das Normale und das Besondere, deutlich. Und das macht dann möglich, ihn auf theologische Akzente hin zu bedenken, die für das Gottesdienst- und Gemeindeverständnis über diesen besonderen Gottesdienst hinaus wichtig sind.

II.1. Vorbereitung

Der Gottesdienst beginnt natürlich mit seiner **Vorbereitung**. Etwa drei Monate vorher ist ein erstes Treffen erforderlich. Daran nehmen teil die Hauptverantwortlichen für die äußerst aufwendige Logistik, für die Finanzierung und für den Gottesdienst selbst.

Letztere bin ich; zu diesem Zeitpunkt muß ich mir bereits das Thema für den Gottesdienst überlegt haben. Denn es geht mit einer kurzen Beschreibung in die Einladungen ein. Einerseits gibt es ca. 200 adressierte und persönlich unterschriebene Einladungen. Die gehen in erster Linie an Diakonie- und Sozialstationen und an Wohn- und Pflegeheime sowie Gemeinschaften betreuten Wohnens – hauptsächlich in Charlottenburg-Wilmersdorf, aber auch darüber hinaus. Andererseits streuen wir Flyer in den Kirchenkreisen Charlottenburg und Wilmersdorf und gezielt an einige weitere Adressen. Außerdem gibt es für diese Gottesdienste ein besonderes buntes, thematisches Plakat, für dessen Gestaltung ein gemeindlicher Layouter und ich verantwortlich sind. Das ist zugleich die Einladung für Gemeinde und Kiez.

Bei diesem Vorbereitungstreffen werden auch alle möglichen organisatorischen Fragen besprochen. Das sind insbesondere der An- und Abtransport der Kranken



und der Begleitpersonen durch Taxen, Transportunternehmen oder heimeigene Autos – und das Catering für Kaffee und Kuchen (einschließlich Geschirr) für alle in der Kirche nach dem Gottesdienst. Außerdem müssen jedesmal zusätz-

liche Tische gebracht und wieder abgeholt werden. Das organisiert die Diakoniestation Charlottenburg zusammen mit der Luther-Gemeinde Schöneberg.

Zur Vorbereitung gehört auch die Besprechung von Fragen der am Thema orientierten künstlerischen und musikalischen Ausgestaltung. Außer unserer Kirchenmusikerin wirkt immer der Kinderchor „Dahlemer Finken“ unter Leitung von Christa Sylvia Gröschke mit. Und je nach Thema werden in der Kirche dazu passende große, deutliche, ansprechende bzw. anschauliche Bilder und Installationen angebracht. Z.B. hat unser Kirchwart – von Beruf Designer – für einen Gottesdienst eine **Arche Noah** aus Latten gebaut. Außerdem wurde ein riesiger Regenbogen gebastelt und von der Malgruppe der Familienbildungsstätte wurden großformatige Tierpaare gemalt. Oder: beim Thema **Lilien auf dem Felde** gab es an den Wänden zum Altarraum große Lattennetze mit Lilien. In mehreren Gottesdiensten haben wir thematisch gestaltete Stoffbahnen angebracht und entsprechend ausgestaffte Figuren aufgestellt. Es wird immer besprochen, welche Gestaltung in Frage kommen und wer sie herstellen könnte (z.B. haben uns schon Pflegekräfte von Diakonie- und Sozialstationen, die eigentlich künstlerische Berufe haben, geholfen).

Im ersten Treffen muß auch immer die Finanzierung bzw. Finanzierbarkeit unserer Vorhaben besprochen werden. Ein solcher Gottesdienst kostet alles in allem +/- 1.600,- €. Die Summe kommt zusammen, weil vor allem die direkt beteiligten Sozial- und Diakoniestationen die Sache unterstützen, außerdem der gemeindliche Verein Haus Trinitatis und bei Bedarf der Kirchenkreis Charlottenburg; dazu

kommen Spenden, die ich gelegentlich bekomme bzw. sammle. Nicht zu vergessen ist ein Beitrag, den wir ab und zu aus Töpfen des DW beantragen.

Zwischen dem ersten Treffen und dem Gottesdienst treffen wir uns noch einmal, um zu sehen, ob alles richtig angelaufen ist und um noch Neues und Offenes zu verabreden. Das geschieht meist erst zwei Wochen vor dem Gottesdiensttermin. Die Einladungen sind dann raus – aber viele Heime schaffen es nicht, die Zahl ihrer teilnehmenden Patienten termingerecht zu melden. Damit beginnt eine entscheidende Arbeit von Markus Rohner vom Verbund. Er telefoniert nun über sein Büro hinter den Einrichtungen her – und tatsächlich: Kurz vor dem Gottesdienst steht fest, dass wir wieder 100 oder 150 Patienten mit Demenz erwarten dürfen.

Überhaupt sind natürlich viele Telefonate erforderlich und Gespräche und Absprachen, damit alles klappt. Denn es ist wichtig, dass im und um den Gottesdienst herum alles seine unsichtbar geplante, ruhige Ordnung hat, damit die dementen GottesdienstteilnehmerInnen nicht durch etwaige Hektik irritiert werden.

Wir haben zwar nach sechs Gottesdiensten einige Routine in der Vorbereitung, aber es müssen doch jedes Mal wieder ungezählte Details überlegt und besprochen werden. Der Zusammenhang muß passen und funktionieren, damit ein harmonischer und wohltuender Verlauf des Gottesdienstes zustande kommt.

Ich habe das Glück, bei der Vorbereitung selbst zuverlässig auf die Mitglieder meiner Frauengruppe zählen zu können. Das sind 15 sehr unterschiedliche Frauen im Alter zwischen 40 und 80 Jahren, mit sehr unterschiedlichen Berufen und Erfahrungen und von ganz unterschiedlicher Nähe zu Kirche. Bei den unter uns so genannten „Demenzgottesdiensten“ sind alle dabei und nehmen sich die notwendige Zeit. Z.B. am Freitagabend zum unerläßlichen Decken der Tische für das Kaffeetrinken, am Sonntag früh lange vor dem Gottesdienst für Kuchenschneiden, Brot und Gläser Vorbereiten für's Abendmahl. Und nachdem alle Gottesdienstgäste gegangen sind, wird – auch mit Hilfe anderer – in kürzester Zeit alles (!) aufgeräumt. Am Montagmorgen muß die Kirche nämlich für „Laib und Seele“ bereitstehen.

II.2. Verlauf

Am Sonntag, wenn der **Gottesdienst** stattfindet, trudeln die BesucherInnen zwischen 9 und 10 Uhr ein. Die ersten werden schon kurz nach 9 Uhr gebracht – so früh weil z.B. aus einem Heim so viele kommen, dass zwei-, dreimal gefahren werden muß. Von ihren Pflegekräften begleitet und von HelferInnen in der Kirche freundlich empfangen – auch ich stehe die ganze Zeit über am Eingang, um alle Eintreffenden zu begrüßen – findet sich für jede und jeden ein Platz. Auch für die oft zahlreichen Rollstühle. Allmählich füllt sich die Kirche. Die Leute aus Gemeinde und Kiez kommen wie gewöhnlich überwiegend in den letzten Minuten vor 10 Uhr. Wir achten immer ein bißchen darauf, dass Gemeinde und Kranke durcheinander und nebeneinander sitzen. Das fördert das Gefühl, dass hier alle zusammengehören und gleich wichtig sind. Deshalb beginnt der Gottesdienst auch nicht immer pünktlich: Wir warten noch auf das eine oder andere Auto, weil es mit Hilfsbedürftigen eben manchmal langsamer geht. Die Glocken läuten einfach etwas länger.

Bisher kamen immer zwischen knapp 200 und weit über 300 Menschen zusammen. Knapp die Hälfte davon sind Kranke, die übrigen Pflegekräfte und Begleitpersonen und natürlich GottesdienstbesucherInnen, wie sie auch an anderen Sonntagen kommen.

Der hohe, helle **Raum** der Trinitatis-Kirche wirkt freundlich und läßt kein Gefühl der Beklemmung aufkommen. Die thematische Ausgestaltung bis hin zu den Blumen auf dem Altar weckt Neugier und wirkt als etwas Besonderes und Festliches – das liegt auch an der farblichen Abstimmung aller Elemente. Erstaunlich ist die ungezwungene Ruhe schon vor Beginn des Gottesdienstes und die geradezu wunderbare Aufmerksamkeit in seinem Verlauf. Das ist die jedesmal aufs Neue bewegende Erfahrung in diesen Gottesdiensten. Die vielen Menschen mit



Demenzkrankungen in verschiedenen Stadien sind ja eine so große Veranstaltung in einem so großen Raum – auch zusammen mit so vielen anderen Menschen – seit langem nicht mehr gewohnt. Es hätte ja sein können, dass sie sich unruhig und orientierungslos fühlen. Das ist ja auch die häufige Angst von Angehörigen, mit ihrem Kranken in eine fremde Umgebung auszugehen.

Jetzt beginnt der Gottesdienst mit dem Spiel der Orgel. Der Raum füllt sich mit **Musik**. Nicht überfallartig, nicht laut und dramatisch, sondern ganz einfühlsam und immer irgendwie auf das Thema hin orientiert, gespielt von Gulnora Karimova. Auch



ihre Liedbegleitung an Orgel und Klavier und ihre Meditationen tragen wesentlich zu einer wohltuenden, sowohl entkrampften wie konzentrierten und oft sogar herzerwärmenden Atmosphäre bei.

Die Auswahl der Lieder orientiert sich in erster Linie am Thema, aber auch daran, ob sie bekannt und eingängig sind. Im ersten dieser Gottesdienste sangen die Dahlemer Finken „Weißt du, wieviel Sternlein stehen“ und unerwartet sangen plötzlich alle auswendig mit. Gerade auch die BesucherInnen mit Demenz. Es gibt im übrigen für alle Liederzettel, auf denen auch die liturgischen Stücke stehen.

Die **Liturgie** für diese Gottesdienste habe ich etwas gekürzt und vereinfacht¹. Einerseits bleibt so der Zusammenhang in der Reihe mit den übrigen Sonntagsgottesdiensten gewahrt, andererseits können alle ihr folgen bzw. sie mitvollziehen – auch ohne in die Einzelheiten einer Gottesdienstordnung eingeweiht zu sein. Die Gebete, die ich ausgesucht bzw. entwickelt habe, habe ich in den bisherigen Gottesdiensten in ihrer Grundstruktur jedesmal wieder übernommen, zum Teil in ihrem Wortlaut belassen, zum Teil thematisch angepasst.

¹ Vgl. Anhang.

Die **Predigt** hatte ich beim ersten Mal als Dialog strukturiert. Zwei Sprecherinnen mit jeweils kürzeren, abgestimmten Abschnitten – das unterstützt offensichtlich die Konzentration und Aufmerksamkeit. Ein spannendes Gespräch, eine spannende Geschichte... Anschaulich muß sie sein, möglichst im Augenblick konkret vorstellbar und auf naheliegende Erfahrungen oder Erinnerungen treffen, damit sie ankommen kann und sozusagen existentielle Grunderlebnisse oder Bedürfnisse anspricht.

So ging es beim Thema „**Arche Noah**“ um Konkurrenz und Miteinander-Auskommen. Bei den „**Lilien auf dem Felde**“ um Sorge und Versorgtwerden. „**Kleider machen Leute**“ – was ist wichtiger: unser äußeres Aussehen oder unser Verhalten? Dann kam ein „**Brief vom Schutzengel**“ an: Da ging es um Ängstlichkeit und Beschütztwerden.

Das nächste Mal lernten wir „**Irgendwie Anders**“ kennen: Mut zum Ichsein im Zusammenleben. Beim letzten Gottesdienst stand das Lied „**Weißt du, wieviel Sternlein stehen**“ im Mittelpunkt: Es besingt die unzähligen Wunder der Schöpfung. „Gott im Himmel hat an allen seine Lust, sein Wohlgefallen... Kennt auch dich und hat dich lieb.“



Alle Themen haben natürlich einen biblischen Text zur Grundlage, der die Perspektive der Predigt bestimmt und deshalb auch die Lesung im Gottesdienst bildet.

Neben der Predigt ist das **Abendmahl** der andere Höhepunkt dieser Gottesdienste. Wie mit der Predigt die innere Vorstellungskraft angesprochen wird, so mit dem Abendmahl die äußere, sinnliche Wahrnehmung. Es wird gewissermaßen erfahrbar, dass jede und jeder mit dazugehört – und alle zusammen. Nach der Einleitung und Einsetzung des Abendmahls² wird es, entsprechend angesagt, in den Reihen

² Siehe Gottesdienstordnung im Anhang

ausgeteilt. Das mache ich mit den HelferInnen, zusammen mit den Kindern der Dahlemer Finken. Sie haben Körbe mit Weißbrot und dann Tablettts mit Einzelgläsern (größere mit Griff). Beides wird mit Spendeformel in die Reihen gereicht und dort wie erforderlich weitergegeben. Das bringt einerseits durch das Holen und Zurückbringen von Körben und Gläsern, auch durch das Weiterreichen in den Reihen eine gewisse Bewegung in der Kirche mit sich. Andererseits geht alles in großer Gelassenheit und Ordnung zu – untermalt von passender meditativer Musik der Orgel. Zum Abschluß fassen sich zur Sendung alle durch die ganze Kirche an den Händen – zum Zeichen des Friedens und der Gemeinschaft. Man spürt,



dass diese kleine Geste wirklich handgreiflich als etwas Verbindendes gefühlt und wahrgenommen wird.

Vor dem Segen gibt es für alle GottesdienstbesucherInnen noch ein kleines **Geschenk**. Das ist ein kleines Andenken oder Erinnerungszeichen, um es mit nach Hause zu nehmen. Bei „**Kleider machen Leute**“ waren es Schals; an „**Irgendwie Anders**“ erinnerte eine Bindfadennette mit hölzernen ICH-Buchstaben, bei „**Weißt du, wieviel Sternlein stehen**“ war es ein Stern zum Anstecken.

Beim anschließenden **Kaffeetrinken**, bei dem Kranke und Gesunde wieder bunt gemischt durcheinandersitzen, und vor allem dann beim Verabschieden gibt es



eine Menge ganz unterschiedlich ausgedrückter Reaktionen. Manche zeigen stolz ihr Andenken. Viele bedanken sich. Und dieser Gesunde und jene Kranke schämt sich auch der



Tränen nicht. Einmal sangen einige alte demenzkranke Wilmersdorfer Damen „Auf Wiedersehen...“ und winkten mit ihren Taschentüchern.

Besonders interessant finde ich Reaktionen von Pflegekräften und Begleitpersonen. Sie kommen oft aus anderen Kulturen und/oder haben zu unseren Gottesdiensten kein näheres Verhältnis. Sie sagen nicht nur, wie schön und wohltuend sie den Gottesdienst für ihre Schutzbefohlenen finden, sondern zeigen sich oft selber ganz überrascht, wie nahegehend und verständlich sie diesen Gottesdienst persönlich empfinden.

Es ist wirklich eine einmalige Mischung von Kranken und Gesunden, Begleitpersonen, HelferInnen, Kindern, KonfirmandInnen, Lehrerin mit Schülerinnen („Echt cool, diese alten Leute...!“), Gemeindegliedern und Zufallsgästen jeden Alters. Sie alle in demselben Gottesdienst – ich glaube, dies ganz selbstverständlich wirkende Miteinander macht das Besondere dieses Gottesdienstes aus ... seine zugleich konzentrierte und entspannte, ernste und festliche Atmosphäre... Und so wirkt hier dieses Besondere ganz selbstverständlich. Ein **ganzheitliches Erlebnis**, in dem Raum, Musik, Lieder, Sprache, Aktion und Menschen zusammenstimmen ... und alles für jeden einzelnen Anknüpfungspunkte bietet...

Ich stelle mir vor, dieses Gesamterlebnis, dies Besondere und zugleich Selbstverständliche wäre das Normale in unserer Kirche. Das wäre doch schön... Immerhin, manchmal gelingt es.

Eine große Erfahrung bei diesen Gottesdiensten ist für uns, dass diese Arbeit vor allem unvoreingenommene menschliche Zuwendung braucht. Fachleute hatten schon vorher gesagt, es gäbe kein anderes Rezept für's Gelingen. Manchmal scheint dies Einfachste auch das Schwerste zu sein. Aber das Bemühen lohnt sich.

III. Die Gottesdienste - Reflexion

Wenn ich mir vor Augen führe, was alles dazu gehört, damit solch ein Gottesdienst für Demenzkranke und andere Menschen zustandekommt, dann, glaube ich, lohnt es sich, diesen Prozess zu reflektieren und sich bewußt zu machen, was einzelne seiner Schritte oder Elemente theologisch und praktisch für die Arbeit in und als christliche Gemeinde bedeuten.

Ich glaube, in unserem beruflichen Alltag tun wir Pfarrerinnen und Pfarrer häufig viele Dinge, weil sie uns sozusagen vor den Füßen liegen, weil sie dran sind und getan werden müssen. Das kann so sein, weil es „schon immer“ so war oder weil es im Augenblick keine erkennbare Alternative gibt. Vielleicht glauben wir zu wissen, warum unser Tun sinnvoll ist; vielleicht fragen wir uns „unterwegs“ auch manchmal – vielleicht nur heimlich: Warum tue ich das eigentlich? Dasselbe gilt auch für Dinge, von denen wir merken, wir tun sie nicht. In meinem beruflichen Alltag fehlt oft die Zeit und Ruhe zu einer kritischen Reflexion.

Wenn ich mir mein Tun **kritisch** bewußt mache, kann das nicht nur zu einer Bestätigung, sondern auch zu seiner Veränderung und Erneuerung meiner Arbeit, jedenfalls in bestimmten Zusammenhängen, werden. Wenn es gut geht, kann ich dann deutlicher, konkreter oder effektiver tun, wovon ich mir dann klar geworden bin, dass ich es **wirklich** zu tun habe. Das ist natürlich ein unendlicher Prozess. Wenigstens ansatzweise will ich es an einigen Punkten, die mir an den Demenzgottesdiensten, an diesen besonderen Gottesdiensten, aufgegangen sind, versuchen.

III.1. Gottesdienst - TeilnehmerInnen und Mitwirkende

Zur Zeit ist in den Zeitungen zu lesen, dass in Russland eine Gruppierung mit Abgrenzungstendenzen von sich reden macht, die sich „die Unsrigen“ nennt – im Unterschied zu „den anderen“. Solche Unterscheidungen zwischen „uns, die wir dazugehören“ und anderen, Neuen, Unbekannten, Fremden gibt es tatsächlich und ausgesprochen immer wieder auch in Gemeinden und Gemeindegruppen. Das sind Leute oder einzelne, die es vielleicht durchaus gut meinen: „Die wissen ja gar nicht Bescheid...“ „Die beten ja nicht mal mit...“ „Gehören die überhaupt zur

Kirche...“ Oder es sind Leute, die, unbedacht, vielleicht Angst haben an den Rand gedrängt zu werden...

Vielleicht wissen sogar alle irgendwie, dass so ein abgrenzendes Verhalten nicht richtig ist. Aber auch in der Kirche neigen Menschen dazu, sich auf ihre bekannten Kreise zu beschränken. Deshalb müssen solche Verhaltensweisen gelegentlich thematisiert werden.

Eine Kirchengemeinde ist ein Ort, wo sich zeigen muss, dass Menschen zusammengehören ... aufeinander aufmerksam sind ... füreinander da sind und füreinander verantwortlich.

Wo „Kirche“ drüber steht, da ist ein Ort, wo Menschen erwarten dürfen, „Gehör“ und „Antwort“ zu finden. Christlich verstanden ist ein Mensch weder ein isoliertes Individuum noch ein Kollektivwesen, sondern er wird zum Menschen in Beziehung und Kommunikation.

Die Gottesdienste für Menschen empfinden darüber, einander ankommt und Menschliche daran ist. zusammenzugehören ist viel mehr gemeint, sein in demselben an den Teilnehmern gebracht werden. Einen können die Kranken Heim haben. Genauso rInnen in einem malerweise unter sich Entscheidende ist, dass übrige Gemeinde gefeiern. Auch die, die stens nicht dabei sein



Demenzkranke und andere ich wie ein konkretes worauf es im Umgang mit- was das entscheidend Das Erste, finde ich, ist, und dazuzugehören. Damit als das bloße Zusammen- Kirchraum. Das zeigt sich rInnen, die geholt und ge- Gottesdienst unter sich vielleicht auch in einem wie die anderen Besuche- Sonntagsgottesdienst nor- sind. Das Besondere und Demenzkranke und die **meinsam** Gottesdienst durch ihre Krankheit mei- können, gehören **hier**

dazu. Deshalb der Aufwand, dass sie teilnehmen können. Es ist ja ihr gesundheitlicher Zustand, der sie hindert, von alleine zu kommen – nicht etwa ein generelles Desinteresse. Wenn sie da sind, gehören sie zur Gottesdienstgemeinde. Das wird auch aus der gemischten Sitzordnung mit den anderen deutlich.

Und diese merken so, dass nicht nur die Demenzkranken dazugehören, sondern – auch sie selber! Von ihrem gesundheitlichen Zustand her gesehen, können sie ja kommen und wegbleiben, wie sie wollen (wie es tatsächlich auch vielfach geschieht). Wenn die Kranken dazugehören sollen, wird das aber nur deutlich, wenn die Gesunden auch **tatsächlich** kommen. Sonst bleiben jene – trotz des Aufwands – wieder unter sich. Und diese auch. Der gemeinsame Gottesdienst sollte also den Gesunden klarmachen, dass ihre Teilnahme nicht eine Sache ihres willkürlichen Beliebens ist, sondern ihrer Verantwortung: Zusammenzugehören ist also auch eine Sache bewußten Wollens und Wahrnehmens. Andernfalls lassen die einen



die anderen im Stich... Insofern können die gemeinsamen Gottesdienste für Demenzkranke und andere Menschen ein **Lernprozess** sein zur Entdeckung, dass Menschen hier zusammengehören und (soweit sie dazu in der Lage sind)

hierfür eine Verantwortung haben – und so eine **Demonstration** füreinander verantwortlichen Menschseins in einer Gesellschaft, in der mit Leistung und individueller Freiheit ganz andere Werte an der Spitze stehen.

Von nicht kommt nichts. Ich habe bereits beschrieben (II.), wieviele Menschen am Zustandekommen unserer Gottesdienste mitwirken. Ganz **unterschiedliche Verantwortlichkeiten** müssen dabei ineinandergreifen: logistische und organisatorische, pflegerische und den Transport betreffende (bis hin zu den Taxifahrern), dann natürlich die den Gottesdienst inhaltlich und praktisch gestaltenden Tätigkeiten. Das Entscheidende dabei ist das Zusammenwirken und -gehören der (vorbereitenden) Tätigkeiten außerhalb des Gottesdienstes und dessen, was in und

als Gottesdienst selber getan und gefeiert wird: Das eine und das andere kommt nur in Verbindung miteinander zustande und zu seinem eigentlichen Zweck und Ziel.

So zeigt sich: Ein Gottesdienst steht nicht isoliert für sich, sondern geschieht in einem sozialen und verantwortlichen Zusammenhang über sich hinaus. Gottesdienst geschieht „in der Welt“ – als ein (Teil-)Stück unserer Wirklichkeit. Er kommt nur zustande in dieser Wirklichkeit; wenn es gut geht, wirkt er über seinen Inhalt, durch seine TeilnehmerInnen dann wieder in diese Wirklichkeit außerhalb seiner selbst zurück.

In diesen Zusammenhang gehören als Mitwirkende z.B. auch die Pflegekräfte, die für ihre PatientInnen da sind und verantwortlich sind. Auch wenn sie selber vielleicht ganz unkirchlich sind und es ihre Aufgabe ist, es ihren Schutzbefohlenen recht zu machen, geraten sie auf diese Weise in Verbindung mit dem Gottesdienst – und bis in ihn hinein!

Und da erleben sie etwas, was nicht nur ihren PatientInnen gut tun soll, sondern vielleicht auch – unerwartet – ihre eigene Neugier findet. Tatsächlich sollen Gottesdienst und Gemeinde wegen des Evangeliums ja für alle da sein. Hier zeigt sich, ohne dass es extra herausgestellt werden müsste, dass sie eine evangelisatorische und missionarische Seite haben, deren wir uns einfach bewusst sein sollten. Und umgekehrt: Gottesdienst und Gemeinde brauchen Menschen bzw. Mitwirkende, die nicht direkt zu ihr gehören.

Wenn wir's uns bewusst machen, werden diese selbstverständlichen Zusammenhänge, die wir im Alltag leicht ignorieren, ohne die wir aber nicht existieren und christlich existieren können, in den Gottesdiensten mit Demenzkranken und den anderen konkret anschaulich.

Natürlich lassen sich diese Zusammenhänge auch an anderen Aktivitäten einer Gemeinde entdecken. Ein besonders eindrucksvolles Beispiel ist für mich die Aktion LAIB UND SEELE, an der ich in der Trinitatiskirche mitwirke, ohne als Pfarrerin für die BesucherInnen äußerlich erkennbar zu sein. Auch hier wirken kirchliche und nichtkirchliche Leute zusammen, ohne dass sie erkennbar unter-

scheidbar wären. Und die BesucherInnen erleben Kirche hier als eine leib-seelische Lebenshilfe durch Nahrungsmittel und Gespräche.

Diese Zusammenhänge lassen sich auch in Bildern verdeutlichen: Orchester, Konzert, Netzwerk... Dadurch kommt die Zusammengehörigkeit und die Gleichwertigkeit wie die Eigentümlichkeit und Unverzichtbarkeit der verschiedenen Mitwirkungen oder Dienste zum Ausdruck.

Natürlich gibt es solche Lebens- und Arbeitszusammenhänge auch außerhalb der Gemeinde und Kirche. Aber sie sind nichts Selbstverständliches. Vom Evangelium her lassen sie sich als Lebens-Notwendigkeit klarmachen; der einzelne Mensch findet seinen Platz und sein Recht im Verbund mit den anderen. So ist ja auch Gerechtigkeit im biblischen Sinn bestimmt.

In dieser Perspektive verstehe ich, weshalb Karl Barth gesagt hat: Kirche braucht die Welt, und Dietrich Bonhoeffer von der „Kirche für andere“ geredet hat.

III.2. Gottesdienst - Elemente

„**Gott will, dass allen Menschen geholfen werde**“. (1 Tim 2,4) Mit diesen Worten, finde ich, ist zusammengefasst, was wir als Kirche und als Christenmenschen zu tun haben – nämlich diese Hilfe, die Gott im Sinn hat, mit Wort und Tat zu bezeugen. Und der Gottesdienst ist der Ort und die Veranstaltung, wo dieses Vorhaben Gottes im Mittelpunkt steht und gefeiert wird - im Hören und Antworten der Gottesdienstversammlung.

Die **Predigt** ist dazu da, an diese Zusage Gottes und wie sie für uns Gestalt gewinnt, entsprechend der Bibel zu erinnern. Sie tut das als Anrede an die Versammelten, damit sie erfahren, was ihnen das Gutes bedeutet. Grundsätzlich darf niemand ausgeschlossen werden, davon zu erfahren. Also sind alle willkommen, die sich Predigt und Gottesdienst gefallen lassen. In diesem Sinne lautet in Barmen VI „der Auftrag der Kirche ..., die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk“.

Ich habe oben (II.2.) schon etwas darüber geschrieben, wie ich eine Predigt zu formulieren und zu gestalten versuche. Das ist sehr schwer zu beschreiben, weil es

ja keine feststehenden Begriffe und Charakteristika gibt, sozusagen objektiv die Sprachgestalt einer Predigt zu bestimmen. Das ist hier auch nicht meine vorrangige Aufgabe; als Beispiel lege ich dieser Arbeit einfach meine letzte Predigt bei.¹

Genauso wie in anderen Gottesdiensten kommt es mir in denen für Demenzkranke und die übrige Gemeinde darauf an, mit der Predigt, im Kontext des ganzen Gottesdienstes, die Menschen möglichst so anzusprechen, dass sie mitkriegen können, worum es geht. Das ist im Grunde eine Selbstverständlichkeit! In diesen besonderen Gottesdiensten möchte ich aber gleichzeitig zwei Gruppen erreichen, die manche Kollegen für so unterschiedlich halten, dass sie offensichtlich für Demenzkranke allein ganz andere Predigten halten als sonst.² Ich versuche, hier nicht prinzipiell anders zu predigen als in anderen Gottesdiensten. Aber durch diesen Versuch, auf die Demenzkranken Rücksicht zu nehmen und die Predigt doch für die anderen nicht weniger interessant zu halten, wird vielleicht manches klarer, worauf, wie ich finde, bei einer Predigt **immer** zu achten ist.

Ein paar Punkte möchte ich nennen. Wichtig finde ich eine unmittelbare Bezugnahme auf den vermutlichen Horizont der HörerInnen, der aber doch nicht zu direkt-persönlich und schon gar nicht unterstellend-festlegend sein darf. Vermeiden will ich auch eigene Überlegungen, die erst zu dem hinführen, was ich eigentlich sagen will³. Und dann darf man nicht offensichtlich und deutlich von einer begrenzten Aufnahmefähigkeit der ZuhörerInnen ausgehen.⁴

Zum Verstehen hilft auch, wenn die Sinnabschnitte einer Predigt kurz sind und überschaubar sind; Dazu kann die Aufteilung des Predigttextes auf zwei SprecherInnen helfen.

Für die Effektivität solcher Gesichtspunkte gibt es keine objektiven Maßstäbe. Man muss die eigenen Ausdrucksmöglichkeiten und Erfahrungen damit immer

¹ Siehe Anhang.

² Vgl. z.B. die Predigten von Klaus Depping: Altersverwirrte Menschen seelsorgerlich begleiten. Bd. 1. - Hannover ²1997, S. 73ff.

³ Anders macht es Wolfgang Barthen. In: Geertje-Froken Bolle (Hrsg.): Komm mal mit... Demenz als theologische und kirchliche Herausforderung. - Wittingen 2006, S. 133f.

⁴ Barthen, in: Bolle, S. 134; ebenso Depping, S. 73ff.

wieder selbstkritisch überprüfen, auch durch den Blick auf Predigten anderer und indem man aufmerksam ist darauf, wie die Leute so reden und denken.

Aber auch eine Predigt, die nach allen denkbaren Kriterien bestens durchdacht und formuliert wäre, garantierte doch nicht den existentiellen Transport des Evangeliums ins Herz. Helmut Gollwitzer hat uns dazu immer an eine pointierte Formel von Martin Luther erinnert: „*Spiritus sanctus trukt verbum in cor*“. Überhaupt hilft mir oft die Erinnerung an Gollwitzers Kürzest-Homiletik, die er in seinen Vorlesungen uns ans Herz gelegt hat: Eine Predigt soll sein „textgemäß, interessant, aktuell und erfreulich“. Solche Kriterien – wie auch meine oben genannten – können helfen, die eigenen Predigtaussagen in gewissem Maße zu überprüfen.

In jedem Fall muss eine Predigt darauf aus sein, dem Evangelium zu entsprechen. Etwas anderes kann sie doch absichtlich nicht sagen wollen: „Gott will, dass allen Menschen geholfen werde.“

Wie Gott für die Menschen da sein will, sollen auch wir füreinander da sein und verantwortlich sein. So gehören wir zusammen. Und wenn Gott uns SEINE Hilfe durch Wort und Sakrament nahe bringt (wie es traditionell und auch in Barmen VI heißt), dann gehören **wir** auch unter Wort und Sakrament zusammen. „Das Spirituelle und das Soziale lassen sich nicht voneinander lösen“, schreibt Schorlemmer zum Abendmahl.⁵

Predigt und Abendmahl sind die zwei Seiten oder Gestalten derselben Sache. Wie in einem Gottesdienst alle die Predigt hören, so feiern alle entsprechend Abendmahl – hörbar und sichtbar. Wie die Zusage der Predigt nicht von menschlichen Fähigkeiten abhängig gemacht werden darf – so auch nicht der Empfang des Abendmahls. Über die rechte Annahme von beidem entscheidet nicht der menschliche Verstand, sondern der Glauben, und das heißt: der Heilige Geist.

In Gottesdiensten mit Demenzkranken kommt erfahrungsgemäß den sinnlichen und sinnbildlichen Elementen besondere Bedeutung zu. Sie sind gerade dann wichtig, wenn das intellektuelle Vermögen in irgendeiner Weise eingeschränkt ist.

⁵ Friedrich Schorlemmer, in: Christiane Bergerau (Hrsg.): *Abendmahl - Fest der Hoffnung*. - Gütersloh 2000, S. 62.

Dieses Vermögen ist aber nicht der alleinige Maßstab für Erleben und Wahrnehmen. So ergänzen und unterstützen sich im Gottesdienst die anschauliche, musikalische und verbale Gestaltung. Das wichtigste zum Erleben und Wahrnehmen ist aber das Zusammensein und Zusammenwirken der Menschen. Gerade das ist im Abendmahl auf besondere Weise erfahrbar. Die begründenden und begleitenden Worte und das Miteinanderteilen von Essen und Trinken, von Brot und Kelch im Namen Jesu ist die besondere, ganzheitliche und – wie ER versprochen hat – Gott und Mensch verbindende Eigenart des Abendmahls. Dieses Miteinander in allen seinen Facetten, das niemanden ausschließt, ist besonders bewegend und eindrucksvoll. Es findet seine handgreiflich spürbare und sichtbare Bestätigung beim Abschluss des Abendmahls, wenn sich zum Sendungswort durch die ganze Kirche alle die Hände reichen.

Markus Barth schreibt, dazu passend, in seinem Buch über „das Mahl des Herrn“: „Das Kriterium für ‚würdigen‘ Genuss des Mahls des Herrn besteht daher nicht in dem, ‚was ich davon habe‘, sondern in der ‚Erbauung‘ des Nächsten und der Stärkung der Gemeinschaft.“ Und weiter: „Die Gestalt, in der der Gekreuzigte und Kommende jetzt noch und jetzt schon zur Gemeinde an den Tisch kommt, ist die Person des kleinen Bruders und der schwachen Schwester... Der Kommende ist in der Gestalt des Schwachen unter den Zusammenkommenden gegenwärtig.“⁶ Das ist meine Hoffnung auch für die Gottesdienste für Menschen mit Demenz.

⁶ Markus Barth: Das Mahl des Herrn. - Neukirchen-Vluyn 1987, S. 132 und 133

IV. Kranke und Gesunde

In einem der Gottesdienste für Menschen mit Demenz und die übrige Gemeinde stand die Geschichte von „Irgendwie Anders“ im Mittelpunkt. Irgendwie Anders hat, weil er eben irgendwie anders ist, Schwierigkeiten mit anderen Menschen und diese mit ihm.

Das ist einerseits eine alltägliche Erfahrung, wie wir sie alle auf verschiedenste Weise machen und kennen. Mal harmloser, mal komplizierter. Nichts Besonderes, solange sich das Anderssein „im Rahmen“ hält und den konventionellen Umgang nicht stört.

Andererseits wird das Anderssein eines Menschen zum Problem, wenn es den konventionellen Rahmen sprengt. Wie dann mit ihm umgehen? Ist er darauf ansprechbar oder nicht? Muss man/frau so jemanden ertragen oder ist es unzumutbar?

Was sind eigentlich die Maßstäbe für zumutbares bzw. unerträgliches Verhalten? Und wie geht man mit jemandem um, der nicht mehr in den Rahmen paßt? Das sind ebenso weitläufige wie ganz konkrete Fragen. Was geltende Maßstäbe und akzeptierter Rahmen sind und welche Konventionen anerkannt sind, ist in den unterschiedlichen gesellschaftlichen Institutionen und Kreisen graduell oder auch prinzipiell nicht überall gleich. Schule, Familie, Krankenhaus, Gefängnis, Altersheim, öffentliche Räume wie Straßen oder Kaufhäuser, Theater, Kirchengemeinde, Gottesdienst ... - überall gelten nicht einfach dieselben Verhaltensnormen, auch wenn sie vielleicht nur variieren und sich ergänzen. Erst wenn sie gar nicht mehr zusammenpassen, trennt ein Riss Menschen und Gesellschaft.

Der Umgang und das Zusammensein mit Menschen mit Demenz ist im Grunde ein besonderer und exemplarischer Fall für den Umgang mit Menschen, die irgendwie anders sind. Das Besondere ist, dass Demenzkranke für ihren Zustand und die Veränderungen, die er mit sich bringt, nicht verantwortlich sind. Umso schärfer stellt sich die Frage, was das für ihr Menschsein und Mitmenschsein bedeutet – und damit für unseres. Das ist das Exemplarische im Verhältnis zwischen Menschen mit Demenz und uns anderen.

„Ein Mensch mit fortgeschrittener Demenz ist anders als andere. Viele Menschen sind anders als andere. Wir glauben nur oft, wir alle sind ‚normal‘“, schreibt Regine Lünstroth. Und weiter: „Es gibt eine bestimmte ‚Ordnung‘, an die wir alle gewöhnt sind von klein auf und die wir von daher als ‚normal‘ erleben. So ist es verzeihlicher, wenn ein quicklebendiges Kind im Restaurant ein Glas Saft verschüttet, als wenn eine 70-jährige Frau mit (für Außenstehende nicht sofort sichtbarer) Demenz beschließt, die Kaffeetasse nicht zum Mund zu führen, sondern den Inhalt auf die Tischdecke zu gießen. Warum erschrecken wir darüber?“¹

Man könnte weiterfragen: Kann man sich mit ihr/mit ihm überhaupt noch unter „normale“ Leute wagen? Eine ganz praktische, alltägliche Frage vermutlich für viele, die mit Demenzkranken leben...

Das Zusammenkommen von Menschen mit und ohne Demenz birgt natürlich die Frage, was sind das eigentlich für „Kranke“? Und damit die davon ausgehende und darüber hinausgehende Frage nach dem Verhältnis von „Kranken“ und „Gesunden“. Und was ist dabei entscheidend in der Begegnung beider? Für die Begegnung von – Menschen?

Dazu will ich nun einiges von den Gedanken und Einsichten, die mir dazu gekommen sind, zusammentragen.

IV.1. Demenz

Bis vor einigen Jahren war Alzheimer **das** gängige Wort. Inzwischen ist mehr von **Demenz** die Rede. Das ist ein Sammelbegriff für verschiedene Formen (u.a. den Typ Alzheimer) einer Erkrankung, die fachmedizinisch beschreibbar sind.²

Das Wesentliche an der Erkrankung, wie sie uns bei Menschen begegnet, die von ihr betroffen sind, ist der meist allmähliche, schleichende Prozess einer Persönlichkeitsveränderung durch das Nachlassen und den Verlust von Denk- und Gedächtnisfunktionen sowie von bewußten Wahrnehmungsfähigkeiten. Das Kurz-

¹ Regine Lünstroth: Vom Kranken zum Menschen – ein Plädoyer gegen die Rede vom defizitären Menschen. In: Bolle, S. 39.

² Tom Kitwood: Demenz. Der person-zentrierte Ansatz im Umgang mit verwirrten Menschen. - Bern ⁴2005, S. 41ff.

zeitgedächtnis nimmt ab, die Orientierungsfähigkeit in Raum und Zeit läßt nach und die Erinnerung an Personen – auch ganz nahestehende – geht verloren, sogar das Wissen um sich selbst schwindet in schweren Fällen. „Am Ende ist der Kranke sich selbst abhanden gekommen und weiß nicht mehr, wer er ist.“³ Damit verbunden ist natürlich eine einschneidende Veränderung in den Kommunikationsmöglichkeiten mit anderen; was an Demenz Erkrankte bewegt, ist ebenso wenig ohne weiteres zu begreifen, wie sie andere verstehen können.⁴

Es lassen sich leichtere Fälle, bei denen jemand noch einigermaßen allein zurechtkommen kann, von mittleren Fällen, wo schon Hilfe bei der gewöhnlichen Lebensführung nötig ist, und schwere Fälle unterscheiden, die dauernde und umfassende Unterstützung erfordern. Die Unterschiede sind natürlich fließend und immer individuell.⁵

„In der Regel tritt die Krankheit erst jenseits der sechzig auf und auch da nur bei etwa zwei Prozent der Menschen in dieser Altersgruppe. Bei den über Achtzigjährigen aber verzehnfacht sich die Rate.“ In Deutschland sind etwa 1,5 Millionen erkrankt.⁶ Zunehmend erkranken wohl auch jüngere Menschen. Bei einer Fortbildung zum Umgang mit an Demenz Erkrankten, an der ich teilgenommen habe⁷, war ein Mann zu Gast, der erst Anfang vierzig war; er war sich seiner Erkrankung bewußt und konnte sehr anschaulich von seinen Krankheitszuständen (oder –schüben) berichten.

„Es ist an der Zeit, dass wir das Thema Demenz in der Mitte der Gesellschaft rücken. Die Demenz ist ein relationales Phänomen, sie betrifft die Beziehung zwischen Menschen – in zugespitzter Form“, schreibt die Expertin und Theologin Verena Wetzstein.⁸

³ Klara Obermüller (Hrsg.): Es schneit in meinem Kopf. - München 2006, S. 8

⁴ Z.B. Kitwood, S. 41ff; Eva-Maria Neuann: Demenzerkrankungen, in: Bolle, S. 18ff

⁵ Kitwood, S. 43.

⁶ Obermüller, S. 7; Neumann in: Bolle, S. 28.

⁷ Werkstattgespräch „Glaube und Demenz“ am 29. Oktober 2004 in der Ev. Luther-Kirchengemeinde.

⁸ Verena Wetzstein: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Pflegende Angehörige und demente Menschen, in: Bolle, S. 68.

„Aber können wir es uns überhaupt vorstellen? Können wir uns vorstellen, was es heißt, die Uhr nicht mehr ablesen zu können, den Heimweg nicht mehr zu finden, Gesichter nicht mehr zu erkennen, Fertigkeiten einzubüßen, die man ein Leben lang beherrschte, und schließlich mit der Erinnerung ganz langsam, aber unausweichlich auch die eigene Identität schwinden zu sehen? Können wir uns vorstellen, dass das uns passiert oder unseren Eltern, den eigenen Partnern, dem besten Freund? Tatsächlich können wir es nicht. Der Verlust der eigenen Persönlichkeit, des eigenen Ichs übersteigt unser Vorstellungsvermögen. ‚Wir sind Erinnerung‘, sagt der amerikanische Gedächtnisforscher Daniel Schacter. Wenn uns die Erinnerung verlässt, hören wir auf, wir selbst zu sein.“⁹

Die verbreitete Hilflosigkeit gegenüber Demenz-Erkrankungen und ihre Unheilbarkeit machen sie, wie Klara Obermüller schreibt, „zum Schreckgespenst einer alternden Gesellschaft, die den negativen Folgen ihrer Langlebigkeit hilflos gegenübersteht“.¹⁰ „Jede/n von uns kann es treffen! Eine gut aufgeklärte, zur Hilfe und Unterstützung bereite Umwelt nützt daher uns allen!“¹¹

Was können wir tun? Die Gottesdienste zusammen mit Demenz-Kranken sind ein Anstoß, sollen Befremdung abbauen, Bekanntwerden und Umgang fördern sowie hoffentlich auch zum Nachdenken über eigene Handlungsmöglichkeiten anregen. In England sprechen Fachleute nicht mehr von „Verhaltensauffälligkeiten“ bei Demenz-Erkrankten, sondern von ihrem „herausfordernden Verhalten“.¹² Also: **Wir** sind herausgefordert und angefragt. „Die Begegnung mit Menschen mit Demenz kann uns zu einer menschlichen und theologischen Herausforderung werden“, schreibt die Pfarrerin Regine Lünstroth, die eigene Erfahrungen mit Angehörigen mit Demenz hat.¹³ Was heißt das?

Die Herausforderung besteht zunächst darin, dass wir uns nicht bannen lassen dadurch, dass Demenzkranke für die Umgangs- und Reaktionsweisen, wie sie zwischen Gesunden möglich sind, nicht mehr erreichbar sind. „Alzheimer – keine

⁹ Obermüller, S. 8.

¹⁰ Obermüller, S. 7.

¹¹ Neumann, in: Bolle, S. 28.

¹² Neumann, in: Bolle, S. 23.

¹³ Lünstroth, in: Bolle, S. 36.

Heilung, keine Hilfe, keine Hoffnung“ – das ist deshalb lange Zeit das Klischee gewesen, das Angehörige und Pflegekräfte lähmte und schreckte und die Demenz-Patienten im Stich ließ.¹⁴ Es ist ja gut vorstellbar, dass auch verständige Menschen im Zusammenleben mit einem Demenz-Kranken manchmal „zuwenig Gelassenheit, Humor, Phantasie“ aufbringen, um seinen „immer merkwürdigeren Verhaltensweisen“ hilfreich zu begegnen.¹⁵

Es geht aber im Verhältnis zu Erkrankungen wie Demenz nicht nur um eine individuelle Einstellung und Verhaltensweise. Wie Tom Kitwood analysiert hat, sind nur sozialpsychologisch zu erklärende Ängste im Spiel, „besonders stark in jeder Gesellschaft mit schwach ausgeprägtem oder nicht vorhandenem Gemeinsinn“. Das trifft vielfach sicherlich auch auf unsere Gesellschaft zu. Es sind hauptsächlich zwei Arten von Angst, die gegenüber Demenz eine Rolle spielen. Einmal die Furcht jedes Menschen, „gebrechlich und in hohem Maße abhängig zu werden“. Und dann die „Ängste vor geistiger Instabilität in uns. Der Gedanke, wahnsinnig, geistesgestört, für immer in Verwirrtheit verloren zu sein, ist abschreckend“. Die Taktik, solche Ängste zu bändigen, besteht dann darin, „diejenigen mit Demenz zu einer anderen Spezies zu machen, die keine Personen in der vollen Bedeutung des Wortes sind“.¹⁶

Die Forschungen des englischen Psychologen Tom Kitwood (u.a.) haben eine neue Sicht von Demenz und damit einen neuen Umgang mit den Erkrankten eröffnet. Lange Zeit wurde in der klinischen Behandlung dieser Krankheit „der Subjektivität der Betroffenen nahezu keinerlei Beachtung geschenkt“.¹⁷ Kitwood stellt, wie schon der deutsche Titel seines Buches anzeigt, das Personsein dieser Menschen in den Mittelpunkt: „Demenz – Der person-zentrierte Ansatz im Umgang mit verwirrten Menschen“.

Dieser Ansatz führt dazu, diese Menschen gerade auch in ihrer Erkrankung als Gegenüber wahrzunehmen. Nicht länger als Objekte einer Behandlung, sondern als Subjekte im Miteinanderleben. Auf diesen „Perspektivwechsel“ kommt es

¹⁴ Kitwood, S. 102.

¹⁵ Vgl. Wolfgang Kelm: Abschied und Erinnerung. Fünf Tage im März 2000, in: Bolle, S. 60f.

¹⁶ Kitwood, S. 34.

¹⁷ Kitwood, S. 107.

an.¹⁸ Kitwood schreibt: „Das Hauptproblem besteht dann nicht darin, Menschen mit Demenz zu verändern, sondern uns über unsere eigenen Ängste und Formen der Abwehr hinauszubewegen, so dass wahre Begegnung eintreten und lebensspendende Beziehungen wachsen können“.¹⁹

Mir ist aufgefallen, dass viele Menschen, die ich kennen gelernt habe, die sich beruflich oder familiär der Pflege von Personen mit Demenz widmen, zu diesem besonderen Engagement durch die Erfahrung von Demenzerkrankungen in ihren nächsten Beziehungen gefunden haben. So liegt ein personales Verhältnis zu diesen Kranken natürlich besonders nahe. Es ist aber zugleich unter fachlichen Gesichtspunkten – das richtige!

IV.2. Menschsein: in Beziehung

Als ich mit den Gottesdiensten mit Menschen mit Demenz begann, hatte ich bis dahin nur ein paar Bekanntschaften mit an Demenz Erkrankten gemacht. Mit diesen Personen war immer noch einfühlsamer Umgang möglich – mehr Erinnerungen an früher, mehr „blinde Flecken“ aus Vergesslichkeit, ein paar sonstige Irritationen, aber insgesamt nichts so Außergewöhnliches. In seelsorgerlichen Gesprächen können auch sonst verschiedenste Dinge außerhalb der konventionellen Normalität vorkommen. Sicherlich hatte ich mit leichten Fällen von Demenz zu tun. Also noch kein Grund, sich grundsätzlich mit Demenz als Krankheitsbild zu beschäftigen. Erst die Gottesdienste – vielleicht sogar deshalb, weil sie so „gelingen“ waren – drängten zu der Frage, was es eigentlich mit Demenz auf sich hat, was Demenz mit Menschen macht. Inwiefern sind solche Menschen anders?

„Menschen mit Demenz sind ver-rückt, aus unserer Welt ausgerückt in eine andere. Es gilt dies zu respektieren und wertzuschätzen und zu entdecken, wie sie da zu Hause sind, wie es ihnen gut gehen kann“, schreibt Regine Lünstroth, und in umgekehrter Blickrichtung: „Der Mensch mit Demenz kann nicht mehr zurück in unsere so genannte ‚normale Welt‘, aber wir können in die seine mit eintauchen.“ Dieser „Perspektivwechsel“, wie sie es nennt, ist entscheidend: „Wir können uns

¹⁸ Geertje-Froken Bolle: Komm mal mit. Gemeinsames Leben - seelsorgerliche Begleitung, in: Bolle, S. 90.

¹⁹ Kitwood, S. 34.

täglich darin üben, die defizitäre Sicht auf einen Menschen wegzulernen und den Menschen mit Demenz so anzunehmen, wie er ist: So ist er jetzt. Er ist vollständig da.“²⁰

Es geht darum, nicht den Menschen durch die Brille seiner Krankheit, wie wir sie verstehen, zu sehen – und ihn dann womöglich kaum noch zu finden, sondern auch in seiner Krankheit den anderen Menschen zu entdecken – und zu akzeptieren.

Das scheint vielleicht viel selbstverständlicher, als es ist. Denn wenn unsere gewohnten Sichtweisen mit den dazu gehörigen (Vor-)Urteilen versagen, sind wir schnell versucht, einen Menschen abzuschreiben und keinen Kontakt mehr zu suchen – eine gleichwertige Beziehung zwischen Ich und Du nicht für möglich zu halten. Tom Kitwood macht demgegenüber eine ganz andere Sicht geltend: „Der Kontakt mit Demenz und anderen Formen schwerer kognitiver Beeinträchtigung kann und sollte (!) uns aus unseren üblichen Mustern der übertriebenen Geschäftigkeit, des Hyperkognitivismus und der Geschwätzigkeit herausführen in eine Sichtweise, in der Emotion und Gefühl viel mehr Raum gegeben wird.“ Und das ist eine große Chance. Kitwood fährt fort: „Demente Menschen, für die das Leben der Emotionen oft intensiv und ohne die üblichen Hemmungen verläuft, haben den Rest der Menschheit unter Umständen etwas Wichtiges zu lehren. Sie bitten uns sozusagen, den Riß im Erleben, den westliche Kultur hervorgerufen hat, zu heilen und laden uns ein, zu Aspekten unseres Seins zurückzukehren, die in evolutionärem Sinne viel älter sind, stärker mit dem Körper und seinen Funktionen in Einklang stehen und dem Leben aus dem Instinkt heraus näher sind. Die meisten von uns leben [demgegenüber] beinahe wörtlich aus dem Kopf.“²¹

Diese einseitige Verkopfung, die uns hindert, Menschen zu begegnen, die nicht (mehr) über den Kopf zu erreichen sind, gilt es zu überwinden und, wie Kitwood²² sagt, auf eine „tiefere Integration und Integrität“ unseres Menschseins und seiner verschiedenen Dimensionen hinzuarbeiten.

²⁰ Lünstroth, in: Bolle, S. 40 und 38.

²¹ Kitwood, S. 23.

²² Kitwood, ebd.

Ohne darüber nachzudenken, könnten Demenz und die davon betroffenen Menschen als ein Sonder- und Randproblem erscheinen, das nur Menschen zu interessieren braucht, die damit zu tun haben. Aber gerade deren Erfahrungen und Erkenntnisse führen darauf, dass sich über dem Verständnis der Demenzerkrankungen und dem Umgang mit daran Erkrankten ganz grundsätzliche, jeden Menschen betreffende Fragen nach unserem Menschsein – worin es besteht, was es ausmacht – noch einmal neu stellen. Im Grunde steckt in jeder Begegnung mit einem anderen Menschen – wer bist du?, wer bin ich? – die Frage unseres ganzen Menschseins. Das ist mir auch noch einmal neu aufgegangen, seitdem ich durch die Gottesdienste auf den Problembereich Demenz und die davon betroffenen Menschen gestoßen bin.

Wie Tom Kitwood durch seine Arbeit auf anthropologische Grundfragen kommt – weg von unserem westlichen, durch Bewußtsein und Verstand bestimmten Menschenbild hin zu einem ganzheitlichen Verständnis – so geht es auch den christlich und theologisch orientierten Autorinnen und Autoren in dem von Geertje-Froken Bolle herausgegebenen Buch „Komm mal mit ... Demenz als theologische und kirchliche Herausforderung“: „Was macht ein Leben lebenswert? Was macht einen Menschen zum Menschen? Wer oder was gibt einem Menschen das Recht auf Leben?“²³

Entscheidend ist, dass wir einen Menschen nicht über seine Krankheit „definieren“, nicht auf seine Krankheit reduzieren und ihn so von seinen Defiziten her bestimmen. Von einem von Demenz betroffenen Menschen bleibt dann immer weniger „übrig“. Lünstroth pointiert typische Reaktionen: „Was sie früher alles konnte. Das kann er ja inzwischen auch nicht mehr. Es ist ja furchtbar, wie sie sich verändert hat.“ Und das führt dann zu der Konsequenz: „Wozu noch? ... Es ist ja alles weg ... Das ist doch kein Leben mehr.“ Zusammengefaßt: „Eine körperlich und psychisch eingeschränkte Lebenssituation ist an sich keine lebenswerte Existenz, sondern wird [nur] vorübergehend geduldet.“²⁴

²³ So ausdrücklich z.B. Lünstroth, in: Bolle, S. 36f.

²⁴ Siehe Lünstroths Aufsatz mit dem Titel „Vom Kranken zum Menschen - ein Plädoyer gegen die Rede vom defizitären Menschen“, in: Bolle, S. 35ff.

Diese Sichtweise ist in unserer Gesellschaft vermutlich sehr verbreitet. Sinngemäß höre ich entsprechende Äußerungen immer wieder einmal z.B. auch in Beerdigungsgesprächen. Hinter solchen vielleicht ja unbedachten Reden steht ein Verständnis, das den Menschen einseitig und isoliert nach seinem Können beurteilt. Demgegenüber sieht Kitwood in seiner humanistischen Perspektive das Menschsein wesentlich als Person und in Beziehung bestimmt.²⁵ Christlich-theologisch sind, nicht unähnlich, ebenfalls Beziehung und Name entscheidend für unser Menschsein.²⁶ Kitwood bezieht sich u.a. auf Immanuel Kant und Martin Buber. Nach Kant hat jeder Mensch einen absoluten Wert und darf niemals als Mittel zum Zweck erniedrigt werden. Das gibt unserem sozialen Leben Sinn: Es impliziert „Anerkennung, Respekt und Vertrauen“ - Gleichwertigkeit. Ob jemandem in diesem Sinne Personsein zuerkannt wird oder nicht: „Beides hat empirisch überprüfbare Folgen“.²⁷ Praktisch bedeutet das etwa, dass Menschenbild und Pflegekonzept miteinander korrespondieren - so herum und so herum.

Kitwood verbindet das absolute Personsein mit dem In-Beziehung-Sein des Menschen. Dabei beruft er sich auf Bubers Ich-und-Du-Philosophie und zitiert ihn mit dem zentralen Satz: „Alles wirkliche Leben ist Begegnung“.²⁸ Nur in dieser Sicht des Menschen als Person und Beziehungswesen ist für Kitwood ein Verständnis von Demenz möglich, das die betroffenen Menschen nicht von vornherein entpersonalisiert und insofern entmenschlicht; nur so ist ein humaner Umgang mit den Erkrankten möglich. „Selbst bei sehr schwerer kognitiver Beeinträchtigung ist oft eine Ich-Du-Form der Begegnung und des In-Beziehung-Tretens möglich.“²⁹

Aus der Analyse fachlicher Erfahrungen mit Demenzkranken kommt Kitwood zu der Erkenntnis, dass Menschen mit Demenz - wie andere auch, aber in besonderem Maße - „Liebe brauchen“. Er übernimmt eine Beschreibung von Liebe: „eine großzügige, verzeihende und bedingungslose Annahme, ein emotionales Geben von ganzem Herzen, ohne die Erwartung einer direkten Belohnung“, detailliert sie

²⁵ Zu Kitwood siehe zum Folgenden sein Kapitel 2: „Was heißt es, eine Person zu sein?“, S. 25ff.

²⁶ Siehe besonders Kapitel II: Der Name, in: Bolle, S. 29ff.

²⁷ Kitwood, S. 27.

²⁸ Kitwood, S. 30.

²⁹ Kitwood, S. 32.

aber in „fünf große, einander überschneidende Bedürfnisse“: „Trost, primäre Bindung, Einbeziehung, Beschäftigung und Identität“.³⁰

Wenn ich mir die Beschreibungen dieser Bedürfnisse bei Kitwood ansehe, finde ich, dass wir in den Gottesdiensten mit Menschen mit Demenz diesen Bedürfnissen durch die Art und Weise der Gottesdienst- und Predigtgestaltung und die Atmosphäre dort und den Umgang miteinander tatsächlich zu entsprechen suchen - wie es in dem sozialen Rahmen (nicht nur einem einzelnen gegenüber) eben möglich ist. Und das, ohne dass wir diese fünf Bedürfnisse und ihre Beschreibung vorher gekannt hätten. Vielleicht liegt das daran, dass diese sogenannten Bedürfnisse eben auch in der christlichen Gottesdiensttradition verborgen stecken und sozusagen aufleben können, wenn wir Gottesdienst als Gottes Dienst an uns Menschen mitmenschlich-zugewandt zu feiern versuchen - so wie wir hoffen, dass ER uns sieht: in Liebe.³¹

Die Autorinnen und Autoren bei Bolle kommen, auch von ihren ausdrücklich biblisch-christlichen Perspektiven her, zu ganz ähnlichen Aussagen zum Umgang mit von Demenz betroffenen Menschen. Vielleicht kann man sagen, dass die Herkunft des Menschen als Beziehungswesen von Gott her und sein Name als von IHM gerufen die Verheißung einer besonderen Konkretheit und Zuwendung hier und jetzt haben und eine Lebensermutigung und -hoffnung in und gegen alles Dunkel des Vergessens. Aber das haben wir nicht in der Hand. Immerhin kann es unser Vertrauen neu anstoßen und uns in Bewegung bringen - uns auch gerade Menschen mit Demenz zuzuwenden.

Neben der biblischen Rede vom Namen sind die Christologie sowie die Gottebenbildlichkeit (Gen 1, 26f) und das Gebot der Nächstenliebe (Lev 19,18; Mk 12,31) vor allem wichtig zum Verständnis dafür, dass wir Menschen in Beziehung sind. Und also auch Menschen mit Demenz als unserem Gegenüber begegnen.

„Wenn die Bibel vom Namen spricht, ist das Ausdruck unseres Gerufenseins von Gott... Mit dem Namen meint die Bibel unsere ganze Person ... mit unserer ganzen Geschichte ... das, was keinem Menschen kaputt gehen kann ... das Unver-

³⁰ Kitwood, S. 121ff

³¹ Siehe auch unten Kapitel V!

wechselbare an jedem Menschen.“ „Dass Gott uns bei unserem Namen gerufen hat, das bleibt auch über den Tod hinaus“. „Durch das Rufen des Namens wird der Mensch erst zum Menschen. So entsteht Beziehung.“³²

„Biblisch-christlich kann der Mensch gar nicht anders als In-Beziehung-Seiend gesehen werden - in Beziehung zu Gott und in Beziehung zu den Menschen“. „Das biblisch-christliche Bild des Menschen ist nicht das eines perfekten und idealen Menschen, sondern das des gekreuzigten Christus... Und so wehrt eine theologische Anthropologie auch einem gesellschaftlichen Bild, das die Kognition, die Vernunft und das perfekte Funktionieren als das menschlich Wesentliche ausmacht. Wert und Würde des Menschen sind ... nicht an bestimmten Fähigkeiten und Taten ... festzumachen, sondern der Mensch hat seine Würde, weil Gott in einer besonderen Beziehung zu ihm steht... Der Mensch ist aufgrund seiner geschöpflichen Beschaffenheit Mit-Mensch... - unabhängig von Schwächen, Krankheiten oder Defiziten.“³³

Das Gebot der Nächstenliebe - mit seiner Einheit von Selbstsorge und Sorge für andere - dient der Realisierung der Mitmenschlichkeit im Umgang miteinander.³⁴

Ich habe die Zitate zur christlichen Lehre vom Menschen - vom Menschen als Wesen in Beziehung - hierher gesetzt, weil sie deutlich machen, dass an Demenz erkrankte Menschen nicht anders als andere Menschen ihr Sein und Leben als Menschen in Beziehung haben. Sie gehören daher mitten unter uns. Wir beschneiden ihr Menschsein wie zugleich unser eigenes, wenn wir sie in irgendeiner Weise ausschließen. „Ich bin, indem du bist, und du bist, indem ich bin“, hat Karl Barth die Sache pointiert.³⁵ Wer ich bin, bin ich nicht unabhängig von meiner Beziehung zu anderen Menschen, sondern es stellt sich in solchen Beziehungen heraus. Dasselbe gilt für Demenzkranke: Wer sie sind, zeigt sich im Leben mit uns.

³² Geertje-Froken Bolle: Der Name, in: Bolle, S. 29ff.

³³ Dominik Becker: Die Rede vom Menschen als Beziehungswesen und ihre Bedeutung im Kontext Demenz, in: Bolle, S. 43 und 46.

³⁴ Siehe Wetzstein, in: Bolle, S. 64ff.

³⁵ Karl Barth zitiert bei Becker, in: Bolle, S. 44.

Das Leben miteinander verändert uns. Das gehört zu unserer Seinsweise als Menschen in Beziehung. Wir können das ignorieren und damit andere und uns zerstören. Wozu wir bestimmt sind: Menschen zu werden im Miteinander - daran ändert sich nichts. Die Frage ist einfach, ob wir unser Menschsein wissentlich verfehlen (wollen) oder ob wir versuchen, es zu entdecken und wahrzunehmen - im Miteinander.

„Selbst in der extremen Hilflosigkeit der Demenz kann die Würde des Menschen von anderen wahrgenommen werden.“³⁶ Dasselbe gilt für die Identität und für die Erinnerung und Lebensgeschichte Erkrankter. Bei Bolle finden sich anschauliche und bewegende Schilderungen, wie das im Zusammenleben von Menschen mit und ohne Demenz gelingen kann. So schwer es sein kann, so reich und schön kann es sein.

„Je mehr es gelingt, im Alltag miteinander geborgenes Leben zu erfahren, je mehr es gelingt, miteinander zu leben, was jetzt und heute möglich ist, desto weniger Macht hat die zerstörerische Krankheit. Sie schafft es nicht, uns zu trennen.“³⁷

IV.3. Gesund und krank

Was ich im vorigen Abschnitt über unser Menschsein in Beziehung geschrieben habe, gilt in jeder Hinsicht - nicht nur im Verhältnis zu Menschen mit Demenz, sondern zwischen sogenannten Gesunden und sogenannten Kranken; es gilt für Menschen und ihren Umgang miteinander und überhaupt. „Ein Mensch **ist** nicht Krankheit, sondern **hat** eine Krankheit.“³⁸

Entsprechend dem Verhältnis von dement und nicht dement ließe sich sozusagen durchdeklinieren das Verhältnis von alt und jung, schwach und stark und, eben allgemeiner, krank und gesund. Immer würden wir auf ähnliche Probleme von Akzeptieren und Ausschließen stoßen oder aber auf das Miteinanderleben in Beziehung. Die Frage des Umgangs miteinander stellt sich in der Gesellschaft, aber auch in Gemeinde und Gottesdienst. Wir stehen hier nicht grundsätzlich anders

³⁶ Wetzstein, in: Bolle, S. 65.

³⁷ Lünstroth, in: Bolle, S. 41.

³⁸ Lünstroth, in: Bolle, S. 38.

oder sogar besser da. Die Frage ist, wie wir mit der besonderen Verheißung und Aufgabe, die unsere Sache ist, umgehen.

Wenn gesund bzw. krank als maßgebliche Merkmale eines Menschen angesehen werden (wie das tatsächlich weit verbreitet ist), dann dürfte „gesund“ immer als das bessere und erstrebenswertere gelten, „krank“ als das schlechtere und zu vermeidende - als das defizitäre. Dann kann es keine wirkliche Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung zwischen kranken und gesunden Menschen geben. In unserer Gesellschaft sind Kranke tatsächlich in vielerlei Hinsicht schlechter gestellt, mit weniger Chancen, besonders wenn sie auch noch arm sind.

Was soll mit ihnen passieren? Wenn wir uns mit der tatsächlichen Differenz zwischen sogenannten Gesunden und Kranken abfinden, dann gibt es faktisch Menschen „erster und zweiter Klasse“. Und es bleibt dabei, sei es aus vermeintlichem Schicksal oder angeblicher Schuld oder einfach aus Gleichgültigkeit. Dann gibt es aber auch kein alle Menschen miteinander verbindendes Menschsein mehr, das eine praktische und sich mit der Ungleichheit nicht abfindende Bedeutung hätte. Es wäre dann für das Verhältnis zwischen den einen und den anderen belanglos, von Menschenwürde zu reden oder von Menschenrechten, die für all und jeden gelten.

Vor derartigen Problemen stehen alle Versuche, den Menschen und sein Menschsein nach bestimmten Merkmalen zu beschreiben oder von bestimmten Normen und Idealen abhängig zu machen. Was ist, wenn jemandem einige solcher Merkmale fehlen oder er/sie der einen oder anderen Norm nicht entspricht? Ist so jemand dann kein vollgültiger Mensch? Oder sogar ein - Untermensch? Was passiert mit ihm? - Diese Fragen und Probleme sind nicht nur solche unserer deutschen Vergangenheit in der Nazizeit. Sie sind immer virulent, wenn z.B. von nicht mehr lebenswerten Krankheitszuständen die Rede ist. Euthanasie ist nicht nur ein schreckliches Wort in Verbindung mit der Aktion T4. Und wenn über das Gesundheits- oder Krankheitsgeschick von Menschen in unzähligen Fällen das Geld entscheidet, dann dürfen wir uns damit doch nicht abfinden, wenn wir denn etwas anderes sind als nur einen Geldwert zu haben. Menschen dürfen nicht zu Objekten der Ökonomie werden - bzw. realistischer gesagt, nicht solche Objekte bleiben.

In einer immer älter werdenden Gesellschaft, die damit einen immer größeren Anteil an hilfs- und pflegebedürftigen und damit irgendwie „kranken“ Personen bekommt, wird auch die Ungleichverteilung der Möglichkeiten und Mittel ein immer größeres Problem - die Chancengleichheit grundsätzlich gleichwertiger und gleichberechtigter Menschen schwindet immer mehr. Und damit wird die Gleichheit der Menschen immer mehr zur leeren Formel. Die Realisierung unseres Menschseins ist in Gefahr! Wir dürfen uns nicht mit der Zerteilung in Gesunde und Kranke abfinden; es darf nicht (noch mehr) dazu kommen, dass die einen wie die anderen für sich allein bleiben (müssen). Es ist das Gebot der Nächstenliebe, einander nicht im Stich zu lassen.

Die Lösung dieser Probleme und Aufgaben kann nicht darin bestehen, dass die einen, die „Gesunden“, die anderen, „Kranken“, nach ihren Maßstäben auf ihr Niveau zu bringen suchen, bzw. wenn das nicht geht, gewissermaßen von oben herab zu Objekten ihrer wohlmeinenden Betreuung zu machen. Es kommt darauf an, von einer „Struktur des >Für<“, in der die einen die Gebenden, die anderen die Empfangenden sind, zur „Struktur des >Mit<“ zu finden, in der jede/r gibt und nimmt, Gaben einsetzt und Dienste braucht - ein Miteinander-Leben und -Tun, in dem niemand überflüssig ist und alle gebraucht werden (vgl. 1 Kor 12).

„Als Kirche Jesu Christi müssen wir uns also davor hüten, uns einzuteilen in Therapeuten und Klienten. Vielmehr müssen wir mit Martin Luther die Kirche als ein Patienten-Kollektiv definieren, in dem es - wir sind schließlich nicht im Himmel - nur Kranke gibt“, schreibt Ulrich Bach und verweist noch auf Gal 6,2: „Helft euch gegenseitig dabei, das zu tragen, was es bei euch an Belastungen gibt; denn damit lebt ihr nach den Spielregeln Christi.“³⁹

Gegenüber der Verheißung und Zusage, dass unsere mitgebrachten Unterschiede keine maßgebliche Rolle spielen (vgl. Gal 3,28) und gegenüber der Anforderung und Chance, einander in unseren Eigenarten gerecht zu werden (vgl. 1 Kor 9,20), sind wir immer im Rückstand.

³⁹ Ulrich Bach: Boden unter den Füßen hat keiner. - Göttingen 1980, S. 203f.

Aber um uns damit weder abzufinden noch darüber auseinanderzudefinieren, brauchen wir einander: „Jeder Mensch gilt, ohne Bedingung, noch vor jeder Leistung. Da, wo menschliches Dasein durch eine Fülle von Konditional- und Kausalsätzen bedroht ist (der Mensch gilt, wenn er die entsprechenden Leistungen erbringt; bzw. weil er moralisch integer und gesundheitlich intakt ist), könnte die christliche Weise, vom Menschen zu reden, eine großartige Befreiung für uns alle bedeuten.“⁴⁰

Demenz, Krankheiten, Behinderungen - solche Mängel (als die sie uns normalerweise erscheinen) sind keine Konstruktionsfehler des Schöpfers, gegen die er selber in der Folge machtlos wäre und die wir ihm vorhalten könnten: Warum, Gott, ... So rätselhaft und unverständlich uns unser eigenes Geschick oder das anderer vorkommen mag - Gott ist keiner, der dafür zu sorgen hätte, dass alles in Ordnung geht: „Gott muss unsere Kreuze verhindern. So von Gott reden, heißt: von Baal reden, Gott in Baal verkehren“, schreibt Ulrich Bach. Diese Wunschvorstellung von Gott, dieses Mißverständnis Gottes werden wir nicht schaffen abzuschaffen. Dazu liegt uns das Hadern zu sehr oder der Zynismus oder ein falsches Gottvertrauen, solange es uns gutgeht. Noch einmal Bach: „Aufgegeben ist uns eine dynamische Bewegung, ein Prozeß, in dem kaum der jeweilige Standort anzugeben ist, sehr wohl aber die Richtung: weg von Baal, hin zum Gekreuzigten.“ In ihm gründet die Gemeinschaft Gottes mit uns Menschen bis in die tiefste Tiefe unserer Ohnmacht; durch ihn sucht er unsere Gemeinschaft - wir sind Beziehungswesen.⁴¹

Es gibt kein Rezept und keine Struktur, die den rechten Umgang und das rechte Miteinander garantierten. Es gibt nur die Chance, immer neu auf das Evangelium und die Thora zu hören - und **aufeinander**, miteinander zu reden und einander zu trösten und zu ermutigen. „Anfangen ohne voranzukommen, bedeutet Scheitern; vorankommen ist nichts anderes als immer neu anfangen.“⁴²

⁴⁰ Bach, S. 201.

⁴¹ Zum Vorangehenden Bach, S. 194ff. Und S. 196: „Sage mir, wie du von Gott redest, und ich sage dir, wie deine Diakonie aussieht, etwa: Was behinderte Menschen von dir zu erwarten haben, bzw. ob du etwas von behinderten Menschen erwartest.“

⁴² Martin Luther zitiert bei Hans-Joachim Kraus: Reich Gottes: Reich der Freiheit. - Neukirchen-Vluyn 1975, S. 70, Anm. 7.

Immer neu anzufangen, dazu können auch die Worte von André Gide animieren, die ich, fast als Zusammenfassung, an den Schluß dieses Abschnitts setzen möchte - wie einen neuen Anfang:

„Ich glaube, dass Krankheiten Schlüssel sind,
die uns gewisse Tore öffnen können.
Ich glaube, es gibt gewisse Tore,
die einzig die Krankheit öffnen kann.
Es gibt jedenfalls einen Gesundheitszustand,
der es uns nicht erlaubt, alles zu verstehen.
Vielleicht
erschließt uns die Krankheit einige Wahrheiten.
Ebenso verschließt uns die Gesundheit andere,
oder führt uns davon weg,
so dass wir uns nicht mehr darum kümmern.
Ich habe unter denen,
die sich einer unerschütterlichen Gesundheit erfreuen,
noch keinen getroffen, der nicht
nach irgendeiner Seite hin
ein bisschen beschränkt gewesen wäre -
wie solche, die nie gereist sind.“⁴³

⁴³ André Gide: Krankheiten sind Schlüssel.

V. Perspektiven

An den Gottesdiensten für Menschen mit und ohne Demenz kann einiges deutlich werden, was über sie hinaus für Gemeinde und Gesellschaft wichtig ist. Das möchte ich mit einigen Punkten und Perspektiven noch einmal, auch zusammenfassend, hervorheben.

Diese Gottesdienste sind **Sache der Gemeinde** in doppelter Hinsicht.

Sie sind es wie andere Gottesdienste, weil Gottesdienste die zentrale Aufgabe jeder Gemeinde sind. Darin vollzieht sie sozusagen ihren Daseinszweck und zeigt konzentriert, wie sie ihre Sache versteht. Deshalb ist es wichtig, dass es über die Personen hinaus, die solche besonderen Gottesdienste direkt verantworten und tragen, in der übrigen Gemeinde zu einem Wissen und Bewußtsein davon und einer Bejahung kommt, die ausdrückt: „Ja, diese Gottesdienste gibt es bei uns; die sind unsere Sache“. Dazu dient z.B., dass für sie mit besonderen Plakaten¹ eingeladen wird und im Gemeindeblatt immer ein ausführlicher Bericht erscheint, vor allem aber, dass MacherInnen und Informierte bei allen möglichen Gelegenheiten einfach davon erzählen - als „Sache der Gemeinde“.²

Und als Sache „für“ die Gemeinde. Denn wie andere Gottesdienste haben sie ihrerseits die Funktion, der Gemeinde ihre besondere Bestimmung in Verheißung und Aufgabe klarzumachen. Indem die Gemeinde **zum** Gottesdienst kommt und sich versammelt, kann sie immer wieder neu entdecken, wozu sie da ist, was ihre Sache ist.

Die Gottesdienste für Menschen mit und ohne Demenz sind also Sache der Gemeinde in ihrer besonderen Eigenart. Ich habe schon gesagt, dass sie ein **Gesamterlebnis** sind, gewissermaßen ganzheitlich wirken. Daran möchte ich noch einmal anknüpfen.

¹ Siehe Anhang.

² So z.B. mit einem Stand auf dem kreiskirchlichen Sommerfest 2007 in Charlottenburg rund um die Trinitatiskirche.

Der Raum der Trinitatiskirche, seine Gestaltung und Wirkung, Bilder und Worte, Singen und Orgel sollen in Verbindung mit dem thematischen Akzent des Gottesdienstes zusammenpassen, zusammenstimmen. Darauf versuchen wir, in der Vorbereitung und Durchführung hinzuwirken. Augen und Ohren und die übrigen Sinne sind angesprochen. Und die Herzen!?! Die Menschen, Gesunde und Kranke zusammen, kommen da hinein, sollen sich miteinander wohlfühlen ... finden, dass sie hier gut aufgehoben sind. Insbesondere die Menschen mit Demenz: niemand isoliert in seiner Beschränkung, keine festgelegt auf ihre Besonderheit - und erst recht nicht deswegen ausgegrenzt ... sondern angenommen und aufgenommen, gehalten und getragen. Spürbar. Für die einen wie für die anderen. So wie sie sind. Also mit ihrem Leben. Mit ihren Eigenarten. Also auch mit ihrer - unsichtbaren, unbekanntenen - Geschichte, ihren Erinnerungen und Vergeßlichkeiten, ihrer Ansprechbarkeit: ihrem Menschsein in Beziehung. Mitten unter den übrigen. Und diese - mitten unter jenen!



So zusammensein an diesem Ort, das meine ich mit Gesamterlebnis. Es entsteht eine **Atmosphäre** - eine gemeinsame Wirklichkeit, in der ich mit den anderen in dem Raum und mit allem, was dort geschieht, lebendig verbunden bin - befreit

und zugleich aufgehoben, geborgen. Ein Geschenk! Erleben und Glauben reichen weiter als unser bewußtes Bewußtsein und Verstehen mit dem Verstand.³

Man kann so ein Erlebnis und so eine Atmosphäre nicht „machen“. Aber begrenzt dazu beitragen.⁴ Es lohnt sich, bei der Gottesdienstgestaltung alle diese räumlichen, inhaltlichen und ästhetischen Komponenten und sozialen Aspekte miteinander zu beachten. Das gilt eigentlich für jeden Gottesdienst und ist im Grunde nur sachgemäß. Aber im beruflichen Alltag ist es oft eine Frage der Zeit für die Vorbereitung und erfahrungsgemäß auch der Konzentration und Präsenz bei der Durchführung.

Was im Gottesdienst „zur Sprache“ und darüberhinaus - oder besser: „darum herum“ - zum Ausdruck kommen soll, betrifft den **ganzen Menschen**. Und wenn das in seiner Atmosphäre und dem Gesamterlebnis des Gottesdienstes spürbar wird, dann würde ich das am liebsten seine **sinnliche Spiritualität** nennen. In unserer Wirklichkeit ist der Gottesdienst dann nicht nur ein intellektuell verstehbarer, sondern eben ein sinnlich erlebbarer Hinweis oder Vorschein dessen, was Gott auch mit uns im Sinn hat.⁵

„GOTT lädt uns alle ein zur Begegnung, Menschen mit und ohne Demenz in Gemeinschaft vor GOTT“⁶. Der Gottesdienst wird zum Ort eines sozialen Geschehens, ein Raum, der Geborgenheit schenkt und aufatmen läßt. Das Wortgeschehen, das unsere Gottesdienste vielfach prägt, erweist sich als Sozialgeschehen: **Gottesdienst der versammelten Gemeinde** - und so erlebbar!

Im Unterschied dazu spielt die Zusammensetzung der GottesdienstbesucherInnen für den Verlauf eines normalen Sonntagsgottesdienstes, wie er bei uns üblich ist, keine bestimmende Rolle. Erst bei diesen besonderen Gottesdiensten - oder z.B.

³ Vgl. Klaus Berger: „Das Abendmahl besteht nicht darin, dass wir etwas denken.“ In: Bergerau, S. 85.

⁴ Vgl. dazu Albrecht Grözinger: Die Kirche - ist sie noch zu retten? - Güterloh 1998, S. 95f.

⁵ Siehe auch Bolle, in: Bolle, S. 88: „Insgesamt ist nach spirituellen Formen zu suchen, wo auch jenseits von Sprache Inhalte erfahren und emotionale Erfahrungen gemacht werden können. So ermöglicht z.B. die sakramentale Handlung im Abendmahl eine Erfahrung jenseits vom Verstehen der Wörter. Ich habe erleben können, dass Menschen, die stark verwirrt waren ... beim gemeinsamen Abendmahl ganz dabei waren.“

⁶ Bolle, in: Bolle, S. 87.

auch bei Familiengottesdiensten - wird die Gottesdienstversammlung als konstitutives Element wahrgenommen. Ich finde, die Gottesdienste in der Gemeinschaft von Menschen mit und ohne Demenz können dazu anregen, diese Seite auch sonst wichtiger zu nehmen. Vorrangig werden dann nicht nur die vorgegebene Gottesdienstordnung und der Predigttext die Gottesdienstgestaltung bestimmen. Sondern der Gottesdienst wird zur Feier derer, die ihn feiern: Begegnung und Miteinander.

Geertje-Froken Bolle schreibt, wie ich finde, in diesem Sinne: „Unsere normalen Gottesdienste sind leider oft nicht für alle offen. Wenn eine Frau mit ihrem Mann kommt, der eine fortgeschrittene Demenzerkrankung hat, die ganze Zeit umherläuft und vielleicht zwischendurch laut redet, dann bedeutet der Gottesdienstbesuch für die Frau ganz sicher vor allem Stress, den sie sich in der Regel nicht zumuten wird. Dabei könnte der Gottesdienst ein Ort sein, an dem beide Kraft schöpfen. Gerade dann, wenn dem Mann vielleicht einige der Lieder noch vertraut sind. Gerade dann, wenn der Mann sich beim Vaterunser an Altbekanntes erinnert. Gerade dann, wenn die gottesdienstliche Atmosphäre Ruhe ausstrahlt und die Suche nach Geborgenheit und Gemeinschaft unterstützt. Gottesdienst als öffentlicher Ort und damit Entprivatisierung ihrer schwierigen Situation, an dem beide gemeinsam sein können, wie sie sind.“⁷

In dem gottesdienstlich gestalteten Miteinander von Menschen mit und ohne Demenz finden auch die besonderen **Bedürfnisse** von Demenzkranken, die Kitwood geltend macht, Platz und Berücksichtigung. Wer (1.) „Trost“ braucht, soll Wärme und Stärkung finden, die ihn hält. Für wen (2.) „Bindung“ besonders notwendig ist, soll die Sicherheit vertrauter Personen erfahren bzw. behalten. Die „Einbeziehung“ in die Gemeinschaft (3.) soll Isolation überwinden und „Beschäftigung“, Mitwirkung (4.), dem Gefühl wehren, überflüssig zu sein. Das Angesprochenwerden und das Aufgenommensein in die gottesdienstliche Gemeinschaft und ihre existentiellen Erinnerungen helfen der bedrohten „Identität“ (5.) auf und nehmen das Personsein der Kranken ernst.⁸ Die individuellen Bedürfnisse werden gewissermaßen aufgehoben in dem, was der Gottesdienst auch nur atmosphärisch schon erleben lässt. Um den Bedürfnissen diese Chance zu geben, ist die ge-

⁷ Bolle, in: Bolle, S. 87.

⁸ Vgl. Kitwood, S. 123ff.

schilderte allseitige, sorgfältige Gottesdienstgestaltung notwendig. Wie Gott auf seine Weise uns Menschen wahrnimmt und gerecht wird, ist es unsere Sache, uns auf unsere Weise nach unseren Möglichkeiten wahrzunehmen und gerecht zu werden. Wenn das gelingt, ist es ein Glück für die Beteiligten. Wenn über unsere Gottesdienste mit den Demenzkranken zu hören ist, es sei da so „menschlich“, dann bedeutet das wohl, dass sich die Menschen ernstgenommen fühlen. Ich finde, das ist etwas ganz Entscheidendes, das unsere ganze Arbeit in der Kirche kennzeichnen sollte.



Denn das ist ja, was Gott auf seine Weise tut. Was unsere Gottesdienste zu etwas Besonderem, von anderen Veranstaltungen Unterschiedenem macht, ist, dass sie an die Geschichte Gottes mit uns Menschen, an die Geschichte Jesu erinnern und unsere Geschichte, unseren Alltag damit verbinden und ihn in das **Licht der Verheißung** stellen.⁹

So kommt im Gottesdienst etwas zum Ausdruck, was sozusagen alle Menschen angeht. Deshalb darf es nicht im Gottesdienst verbleiben, sondern gehört hinausgetragen in die Gemeinde und in die Gesellschaft. In den Gottesdiensten mit Men-

⁹ Grözinger im Anschluß an Ernst Lange, S. 108.

schen mit und ohne Demenz zeigt sich das ihnen Eigentümliche, der besondere Akzent ihrer Botschaft nicht zuletzt in der Zusammengehörigkeit und Gemeinschaft dieser Menschen; da schlägt es sich nieder. Und zwar beispielhaft, exemplarisch dafür, wie sich unser „Menschsein in Beziehung“ - trotz aller Brüchigkeit und Fraglichkeit - realisieren könnte. Das ist unter dem Blickwinkel des Menschseins Gottes in Jesus und seiner Solidarität mit uns hier die konkrete Gestalt seiner Verheißung für alle Menschen. Das soll doch bekannt werden!

„Ein Gottesdienst unterbricht den Alltag. Er kehrt die Maßstäbe dieses Alltags um“, hat Matthias Dobrinski zu Ostern in diesem Jahr im Leitartikel der Süddeutschen Zeitung geschrieben.¹⁰ In der größten überregionalen deutschen Tageszeitung wird darauf aufmerksam gemacht! Die Unterbrechung des Alltags besteht in meinem Zusammenhang hier darin, dass in den Demenz-Gottesdiensten - mit Grund! - Menschen zusammenfinden, wie sie im Alltag unserer Gesellschaft meist nicht zusammenkommen. Das ist sozusagen das **Achtungszeichen dieser Gottesdienste**, dass sie, wenigstens den Alltag eine Sonntags-Weile unterbrechend, seine Maßstäbe umkehren: Gott sei Dank geht doch, was in der Gesellschaft angeblich nicht geht! Wenn sich das doch herumspräche und neugierig machte!

Der Hamburger Pastor und Gerontologe Björn Matthes z.B. schreibt zu diesem Weg von Gottesdienst und Kirche in die Gesellschaft folgendes: „Die demenziell Erkrankten sind Teil der Kirche - jetzt schon. Deshalb geht es in erster Linie darum, überhaupt mal wahrzunehmen, welche Rolle sie bereits spielen, etwa in den Gottesdiensten... Das ist ein Teil kirchlich-gemeindlichen Lebens. Wir brauchen deshalb für diese Menschen auch kein Spezialprogramm. Ich würde mir vielmehr wünschen, dass wir es schaffen, überall in der Gesellschaft eine Atmosphäre herzustellen, in der die Leute keine Angst haben, mit ihren demenziell erkrankten Angehörigen dabei zu sein.“¹¹

Schön wär's! Ich will wenigstens von einer kleinen Spur erzählen, die von den Gottesdiensten „in die Welt“ führt und die gar nicht so ungewöhnlich ist. Ich weiß

¹⁰ Süddeutsche Zeitung Nr. 80/2007 vom 5./6. April, S. 4.

¹¹ Hamburger Abendblatt, 3. August 2006.

nicht, ob sie gleich „missionarisch“ zu nennen ist - aber ein bißchen ist sie's, ein bißchen Werbung.

Ich erlebe, dass Taxifahrer in ahnungslos-stummer Routine ihre Fahrgäste bringen - Menschen mit Demenz zum Gottesdienst in der Trinitatiskirche. Und wenn sie erfahren, was sie da tun, horchen sie auf, staunen, finden es gut und kommen wo-möglich in's Erzählen eigener Erfahrungen... Ich bin mir ziemlich sicher, dass sie nicht für sich behalten werden, was sie da erfahren haben.

Ähnliches höre ich von Pflegekräften, in deren Alltag Kirche keine große Rolle spielt. In ihrer Kaffeepause erzählen sie, was sie am Sonntag in der Kirche erlebt haben - und so nie erwartet hätten... - Ich möchte einfach glauben, dass Menschen doch ansprechbar sind dafür, wie etwas gut oder besser gemacht werden kann - vor allem wenn es sie selbst betreffen kann. Wenn es keinen guten Willen und keine Hoffnung bei Menschen außerhalb der Kirche gäbe, wären wir schlimm dran.

Albrecht Grözinger schreibt von der **Orientierungslosigkeit** des „postmodernen Menschen“, dass er sein Ich, sein eigenes Leben mit seiner eigenen Geschichte ganz leicht verliert und vergißt unter all dem, was auf ihn einstürzt und bestimmt.¹² Man braucht manchmal nur ein paar Wörter zu ändern und es klingt, als ob von der Orientierungslosigkeit Demenzkranker die Rede wäre... Vielleicht sind wir „Gesunde“ den Demenzkranken doch gar nicht so fern, wie es scheint... Manchmal habe ich die Idee, dass Vergeßlichkeit einfach Flucht vor der immer unübersehbaren Kompliziertheit der Welt sein könnte...

Zum Schluß noch ein Ausblick - auf viel Arbeit, vor allem auch Überzeugungsarbeit, viele Schwierigkeiten, aber auch auf die Chancen kleiner Schritte. Steter Tropfen höhlt den Stein: Sache der Gemeinde! „Was gilt für die den dementen Menschen Nahestehenden, gilt auch für die Menschen in der christlichen Gemeinde: Jeder Einzelne ist gerufen, sich auf die Begegnung mit dementen Menschen einzulassen. Darüber hinaus kann Kirche ein Ort sein, an dem öffentlichkeitswirksam gearbeitet wird und Strukturen geschaffen werden, die dementen

¹² Siehe Grözinger, S. 124ff.

Menschen und den ihnen Nahestehenden und damit uns allen in unserem Menschsein gerecht werden: dem Tabuisieren von Pflegesituationen entgegenwirken, das Gespräch über Alter und Demenz in Gang bringen. Menschen mit Demenz und ihnen Nahestehende am gemeindlichen Leben teilhaben zu lassen. Das wird konkret, wenn Gottesdienste mit Menschen mit Demenz gefeiert werden. Das wird konkret, wenn die Gemeinde bei einer Veranstaltung nicht nur Kinderbetreuung anbietet, sondern auch dafür sorgt, dass Menschen als Bezugspersonen für die verwirrte Tante da sind, so dass sie beim Kirchenkonzert oder Geburtstagskaffee dabeisein kann. All das sind kleine und unendlich wichtige Schritte, die viel ändern können. Schritte, die dazu beitragen, dass der Traum vom guten Miteinander der „Gesunden“ und Altersverwirrten ein Stück weit Wirklichkeit wird.“¹³

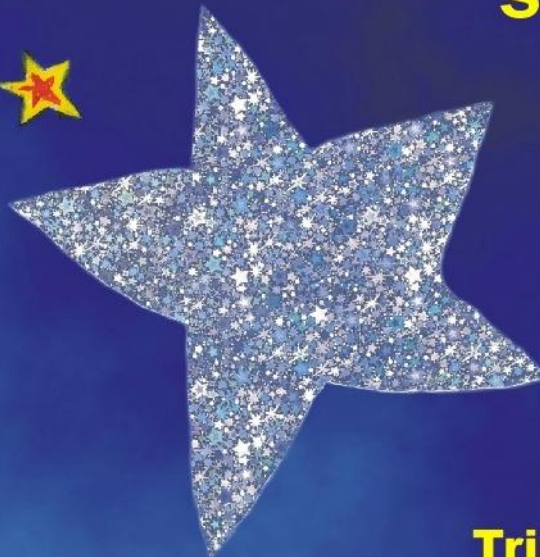
¹³ Bolle, in: Bolle, S. 91.

Die zitierte Literatur ist in den Fußnoten angegeben.

Anhang

Gottesdienst für Menschen mit Demenz,
deren Pflegekräfte und Angehörige -
und unsere Gemeinde

**Weißt du,
wieviel Sternlein
stehen...?**



**Trinitatiskirche
auf dem Karl-August-Platz
Sonntag, 6. Mai 2007
10:00 Uhr**



**Wir freuen uns sehr auf Sie -
Ihre Pfrn. Marlis Schultke und Team**

Liebe Gemeinde!

„**Weißt du, wieviel Sternlein stehen...?**“ – ein **schönes** Lied...!

Und ein schönes Bild!

Vielleicht auch mit schönen Erinnerungen verbunden ... an den Sternenhimmel...

Und es ist ein Lied, das **Vertrauen** weckt! **So groß** ist der Himmel ... **so unendlich** weit ... mit unzähligen Sternen...

Und doch – **Gott kennt sie alle!** Und, was noch viel wichtiger ist: In diesem riesigen Weltall geht IHM auch **kein einziger Mensch** verloren: „**Kennt auch dich und hat dich lieb.**“ Du - bist IHM unendlich wichtig!

Da sehen Sie, „**wieviel Sternlein stehen**“... Ein schönes Bild für Sie...

Ich möchte Sie jetzt zu einer Reise einladen ... unter dieses Himmelszelt.

Frau Michaelsen und ich möchten Ihnen von **Erfahrungen** erzählen, die wir machen können unter Gottes weitem Himmel... in seiner guten Schöpfung mit den unendlich vielen Sternen...

Michaelsen:

„**Weißt du, wieviel Sternlein stehen...?**“

Vielleicht haben Sie einen **Lieblingsstern** darunter... Einen, der in Ihr Fenster blinkt...

Oder – Sie entdecken einen... Unter den unzählig vielen Sternen fällt Ihnen einer auf, der besonders leuchtet oder blitzt... Auch wenn er gar nicht so hell und groß ist wie andere...

Was das wohl für einer ist?

Vielleicht denken Sie dann **an einen lieben Menschen**... Der jetzt auch ganz weit weg ist... Der Ihnen aber immer noch so durch Ihre Gedanken blinkt und blitzt – wie der kleine Stern da... Unvergessen. Und unverloren.

Ob dieser liebe Mensch vielleicht auch an Sie denkt? Vielleicht sogar vom Himmel herab? Wie dieser Stern da? ... Vielleicht...

Gott jedenfalls – „**Gott im Himmel hat an allen seine Lust, sein Wohlgefallen...**“ Er vergißt niemand... Unsere liebsten Menschen nicht! Und uns auch nicht... Dann können wir auch – immer noch – aneinander denken! So wie ER an uns...

Schultke:

Der Mond. Jetzt erzähle ich etwas **vom Mond**... Der Mond gilt schon immer als Freund der Liebenden... Die treffen sich, heimlich, im Dunkeln... Aber der Mond leuchtet ihnen, ein bißchen, und begleitet sie...

Und das ist gut. Ganz dunkel und finster ist nie gut!

Der Mond macht klar: Es soll nie mehr ganz schwarze Nacht um uns bleiben. Im Leben nicht. Und in der Welt auch nicht.

Nachher singen wir: „**Der Mond ist aufgegangen, die goldnen Sternlein prangen am Himmel hell und klar...**“ Das ist **Gott** ganz wichtig: Es soll nicht finster bleiben für uns... Deshalb hat er, gleich **als erstes, das Licht** geschaffen...

Wenn es hell wird, ist es gut!

Jeder **Tag** zeigt das an.

Licht und Leben gehören zusammen – und die Liebe... Der Mond kündigt das schon an ... mit seinem Leuchten ... während es noch Nacht ist ... Gott sei Dank...!

Michaelson:

Vielleicht kennen Sie das auch: Manchmal bin ich **ganz müde**... Aber wenn ich dann im Bett liege, mich einkuschle und schlafen möchte – kann ich nicht schlafen...

Wenn man nicht schlafen kann und sich unruhig hin- und herdreht, **dann tut** es gut, an etwas Beruhigendes zu denken ... und sich darin zu verlieren...

Ich stelle mir dann gerne den Himmel vor – den Sternenhimmel... So unendlich weit und tief und ruhig... Über mir – um mich herum...

Und ich liege darunter in meinem Bett. Ganz geborgen unter der Decke... Irgendwann fange ich an, die Sterne zu zählen – aber weit komme ich nicht, auch wenn ich ziemlich lange zähle...

Dann fällt mir unser Lied ein: „**Weißt du, wieviel Sternlein stehen...**“ Und ich denke ein bißchen daran, wie es geht ... „**Gott, der Herr, hat sie gezählet, dass IHM auch nicht eines fehlet...**“

So viele – und keins fehlt IHM! Und dann geht es weiter: „**Kennt auch dich und hat dich lieb...!**“

Mich hier – unter dem unendlichen Sternenzelt... Da kann ich mich reinträumen ... und einschlafen...

Vielleicht kennen Sie das auch – oder probieren es 'mal!

Schultke:

Plötzlich – zieht sie ihre Bahn!...

Und genauso schnell ist sie wieder weg...

Wenn ich denke: „**Daa – eine Sternschnuppe**“ ... dann ist sie schon vorbei...

Manchmal gucke ich und warte ... ganz lange... Keine Sternschnuppe zu sehen... Ganz **unverhofft** tauchen sie auf ... ganz merkwürdig...

Etwas bewegt sich im Sternenhimmel! Ganz unberechenbar... Und nur ganz kurz ... und ganz klein ... und nur an einer Stelle...

Aber **ich hab's gesehen!** Das ist etwas ganz Besonderes ... diese Sternschnuppe und ich!

Deshalb vielleicht die Idee: „**Jetzt darf ich mir was wünschen. Nur ich! Und – nicht verraten!**“

Mich betrifft's! Unter dem endlosen Himmel...! **Da passiert etwas für mich!** Ich hab' sie gesehen – die Sternschnuppe... Schön ist das ... so etwas zu erleben...

Eigentlich könnte alles so schön sein... Ich fühl' mich – froh. Und staune.

Michaelsen:

Ich möchte auch noch etwas erzählen, was ich zum Staunen und Wundern finde...

Ich meine die Stille ... die **wunderbare Stille und Ruhe** des Sternenhimmels ... Sie kennen die bestimmt auch... Unberührt von irdischen Lärm und unberührt von unserer Unruhe...

Nur da, wo etwas nicht stimmt und nicht in Ordnung ist, gibt es Krach... Die Stille und Ruhe, die das Weltall für uns ausstrahlt, ist ein Zeichen von gelungener, stimmiger Ordnung ... von Harmonie und Schönheit... So sehen uns die Sterne an... Wirklich „**himmlische**“ Ruhe und „**himmlische**“ Schönheit...

Man glaubt sie geradezu zu **hören**... Wenn sich diese Stille um uns ausbreitet... Dann hörst du ein ganz leises Sirren und Flirren und leises Wispern – fast wie nichts – schön und gut...

So schön und gut, wie ganz, ganz leise, kaum merkliche, wohltuende **Musik**... „**Himmlische**“ **Musik**, wenn die Sterne unhörbar ... ihre Bahn ziehen...

So schön hat Gott sie geschaffen, die Sterne am Himmel... Und sie alle „**gezählet, dass ihm auch nicht eines fehlet an der ganzen großen Zahl**“...

Darüber können auch wir ganz ruhig werden...

Schultke:

Liebe Gemeinde,

ich hoffe, wir haben schöne Gedanken und Erinnerungen bei Ihnen geweckt – mit unserer Reise unter diesem Himmelszelt...

Ich glaube, Gott hat die Sterne – und überhaupt die ganze Welt – so schön und gut geschaffen, dass wir gerne hier leben mögen ... behütet und geborgen... ER „**kennt auch dich und hat dich lieb**.“

Umsomehr müssen wir aufpassen, die Schöpfung zu bewahren! Damit wir uns an ihr und: unseres Lebens hier freuen können – am Tage und des Nachts ... mit Mond und Sternen...

Das wünsche ich Ihnen allen!

Amen

Pfarrerin Marlis Schultke

„Weißt du, wieviel Sternlein stehen?“

*Gottesdienst für Menschen mit Demenz,
ihre Angehörigen und die ganze Gemeinde*

Sonntag, 6.05.2007, in der Trinitatiskirche

1. Orgel (Gulnora)
2. Begrüßung (Marlis)
3. Lied: EG 455, 1-3 (Gulnora Orgel)
4. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes
5. Amen
6. Unsere Hilfe steht im Namen des Herrn,
der Himmel und Erde gemacht hat.
7. Wir hören und beten Worte aus den Psalmen Israels:

Herr, unser Herr, wie mächtig ist dein Name
überall auf der Erde.

Der du am Himmel
zeigst deine Majestät,
du öffnest den Mund
der wehrlosen Kinder.

Herr, unser Herr, wie mächtig dein Name
überall auf der Erde.

Wenn ich zum Himmel schaue,
dem Werk deiner Hände,
den Mond und die Sterne
hast du befestigt.

Herr, unser Herr, wie mächtig ist dein Name
überall auf der Erde.

Was ist denn der Mensch,
daß du seiner gedenkst,
daß dir Adams Sohn
am Herzen liegt,

Herr, unser Herr, wie mächtig ist dein Name
überall auf der Erde.

Und doch hast du aus ihm
fast einen Gott gemacht
und ihn mit Ehre
und Ruhm gekrönt.

Herr, unser Herr, wie mächtig ist dein Name
überall auf der Erde.

Du läßt ihn verwalten
das Werk deiner Hände
und alles hast du
zu seinen Füßen gelegt.

Herr, unser Herr, wie mächtig ist dein Name
überall auf der Erde.
(Psalm 8)

8. Ehr sei dem Vater ... (Gulnora Orgel)

9. **Wir beten:**

Geborgen ist mein Leben in Gott.
Gott nimmt mich an.
Er sagt Ja zu mir.

Manchmal habe ich Angst.
Wer ist da, der mich tröstet?

Geborgen ist mein Leben in Gott.
Manchmal bin ich sehr traurig und weiß nicht, warum.
Wer ist da, um mich in den Arm zu nehmen?

Geborgen ist mein Leben in Gott.
Manchmal habe ich nicht den Mut,
das Rechte zu sagen und zu tun.
Wer ist da, um mir zu helfen?

Geborgen ist mein Leben in Gott.
Manchmal habe ich Angst vor dem Sterben.
Ich versuche, mir das vorzustellen.
Wer ist da? Wer kann mir die Angst nehmen?
Wer wird mich begleiten?

Geborgen ist mein Leben in dir, Gott ...
Du nimmst mich an...
Du sagst Ja zu mir, Gott...
Amen.

10. Lied 504, 1-6 (Gulnora Klavier/Dahlemer Finken)

11. Lesung Genesis 1 (1-8.14-19):

Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.

Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe; und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser.

Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht.

Und Gott sah, dass das Licht gut war. Da schied Gott das Licht von der Finsternis

und nannte das Licht Tag und die Finsternis Nacht. Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag.

Und Gott sprach: Es werde eine Feste zwischen den Wassern, die da scheidet zwischen den Wassern.

Da machte Gott die Feste und schied das Wasser unter der Feste von dem Wasser über der Feste. Und es geschah so.

Und Gott nannte die Feste Himmel. Da ward aus Abend und Morgen der zweite Tag.

Und Gott sprach: Es werden Lichter an der Feste des Himmels, die da scheiden Tag und Nacht und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre und seien Lichter an der Feste des Himmels, dass sie scheinen auf die Erde. Und es geschah so.

Und Gott machte zwei große Lichter: ein großes Licht, das den Tag regiere, und ein kleines Licht, das die Nacht regiere, dazu auch die Sterne.

Und Gott setzte sie an die Feste des Himmels, dass sie schienen auf die Erde und den Tag und die Nacht regierten und schieden Licht und Finsternis. Und Gott sah, dass es gut war.

Da ward aus Abend und Morgen der vierte Tag.
(Ursula)

12. Gemeinsam bekennen wir daraufhin unseren christlichen Glauben: Credo ...
Amen (Ursula)

13. Wir singen nun zusammen das Motto dieses Gottesdienstes:
511, 1-3

14. Predigt (Marlis und Ursula)

15. Lied: EG 507, 1-7 (Gulnora Klavier/Dahlemer Finken)

16. Abkündigungen (Ursula)

17. Meditation (Gulnora Klavier)

18. **Fürbitten**

Menschenfreundlich bist du, Gott.

Du nimmst uns an...

Mach auch uns ... untereinander ... Menschen-freundlich ...

Dass auch wir einander annehmen...

Wir denken an alle, die vergeblich darauf warten, dass einer ihren Namen mit Liebe und Wärme ausspricht ...

Wir denken auch an die Menschen unter uns,
die krank sind und ohne Hoffnung auf Heilung ...

Gott, du nimmst sie an ... hilf, dass auch wir einander annehmen ...

Wir denken an die Menschen,
die Angst haben vor Sterben und Tod ...

Wir bitten um Kraft und Verständnis für die,
die helfen und sich kümmern ...

Wir denken an die Menschen hier und überall in der Welt,
deren Not einfach übersehen wird ...

Wir bitten für die,
die sich für mehr Menschenfreundlichkeit einsetzen ...
Gott, du nimmst sie an ... hilf, dass auch wir einander annehmen ...

Treuer Gott, du kennst uns alle beim Namen ... Du hältst uns alle in deiner
Hand. Das ist unsere Hoffnung ...

Amen

19. Lied: Kinderliederbuch 152, 1-5 (Gulnora Klavier/Dahlemer Finken)

20. Wir feiern jetzt miteinander **Abendmahl**

Wir ESSEN und TRINKEN, wie es Jesus gesagt hat.
So miteinander ESSEN und TRINKEN dient dem Leben – und dient dem
Frieden unter uns.
Deshalb beten wir:

Ja, es ist würdig und recht, gut für uns und andere,
dich zu preisen, Gott ...
Du hauchst uns deinen Atem ein
und rufst uns ins Leben ...
Du lässt uns das Werk deiner Hände sehen
Erde, Luft und Wasser,
Blumen und Bäume, Menschen und Tiere ...

Du lässt uns hören, dass du uns gut bist ...
unser Leben beschützt und unsere Schuld wegnimmst –
Tag für Tag.

Dich beten wir an
und singen dir den Lobgesang mit allen –
im Himmel und auf Erden ...

Heilig, heilig ... (Gulnora Orgel)

Einsetzungsworte

Vater unser ... Amen

Wir kommen jetzt zu Ihnen und bringen Ihnen Brot und Kelch – im Namen
Jesu.

(Helferinnen teilen aus/bekommen vorn das Abendmahl)

leise Musik: Guten Abend, gut' Nacht (Orgel)

Hände reichen
Sendung

21. Lied: EG 482, 1-7 (Gulnora Orgel/alle)

22. Kinder verteilen die Stern-Broschen.
(Gulnora: Orgelmeditation zu: **Weißt du, wieviel Sternlein stehen?**)

23. Segen

24. Amen, Amen, Amen

25. Einladung zum gemeinsamen Kaffeetrinken (Ursula)

26. Orgel

(Leute an die Tische / Marlis an die Tür)